HUGO SONNENSCHEIN

ICH [illegible]

RA[illegible]

DIE [illegible]

Hugo Sonnenſchein: Ichgott, Maſſenrauſch und Ohnmacht (Gedichte), Die Utopie des Heroſtrat (Ein Akt).

Erſchienen im Verlag der freien Gemeinſchaft »Utopia«, Paris, XI. Rue St. Labin 12, Wien, II. Zwerggaſſe 4.

Gedruckt in einer Auflage von 1000 numerierten Exemplaren in der Offizin von Moriz Friſch, Wien. Umſchlag von Rudolf Klima. · · · · Preis 3 Francs.

Nr. 491

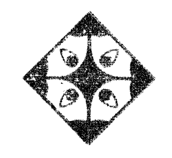
HUGO SONNENSCHEIN

ICHGOTT, MASSENRAUSCH UND OHNMACHT

GEDICHTE

DIE UTOPIE DES HEROSTRAT

EIN AKT



»UTOPIA«
PARIS UND WIEN
1910

1908—1910

Hic jacet pulvis, cinis, nihil . . . ſo ſteht es auf einem Grabſtein in der Kathedrale zu Toledo. Ich ſetze dieſe Worte einem Buch als Motto, das: Ichgott, Maſſenrauſch und Ohnmacht betitelt iſt und den Torso meiner zwanzig Jahre bedeutet . . .

Wiſſet, daß ich dieſes Motto mit dem Titel vertauſchen könnte: ſo gleichen ſie ſich im Grunde. Und doch ſage ich mir in innerſter Seele: Hic jacet pulvis et cinis et nihil . . . du, närriſcher Du, Geuſe Einſam, wirklich nicht mehr!?

ÜBER SEIN UND SCHAFFEN

Reflexion des Lyrikers.

Etwas geschieht. Im Nebel der Leidenschaft, im Rausche der Wollust oder des Schmerzes ist das Geschehende unbegreiflich und unklar. Man verliert da die gröbsten Zusammenhänge der Dinge — in den Momenten der unendlichen Steigerung des Lebens, man wird von scheinbar unbekannten Kräften und Mächten getrieben, verliert sich selbst und seinen Orientierungssinn und findet keinen Ausweg.

Das „Etwas" geschieht in stockfinstrer Nacht, die Sekunden, Stunden, Jahre andauern kann. Und da steht man fortwährend im Vielkampf mit sich und dem Andern.

Und eines Tages kommt die Skepsis und bringt Verworrenheit und Krämpfe, es schleicht die Müdigkeit und Mattigkeit mit Reminiszenzen und Reflexionen herbei, die nur die höchsten Gipfel sehen; dann kommt der Traum vom Gaurisankar des just Geschehenen und endlich — der tiefe Schlaf.

Das heiligste, allerheiligste Regnum des Schlafes, der genesen läßt. —

Am Abſtrakten ſcheitert der Menſch (ob bewußt oder unbewußt); das Nirwana läßt neues Leben erſtehen, neues Leben und neue Werte und neuen Glauben.

Nach dieſem Nirwana — eine Wiedergeburt des Menſchen, der ſich ſelbſt ſieht und erkennt und begreift. Die Zeit der höchſten Objektivität, die die feinſten Zuſammenhänge der Dinge an ſich und die dünnſten Fäden von ſich zu ihnen und von ihnen zu dem Übrigen-Andern klar vor der Seele Auge hat.

Wer ſich bis zu dieſem Schlaf durchgeduldet hat ohne zu ſcheitern und dann erwacht, kann von den goldenen Märchen des Lebens erzählen, — ſchmerz- und freudevoll. Er darf von ſich ſelbſt berichten und iſt dabei nicht minder objektiv als wenn er von anderen ſchreibt. Er darf ſich ſelbſt zum Mittelpunkte des Kunſtwerkes machen, denn er iſt ſich Stoff wie alles übrige.

Dort wo das Leben aufhört (und bei dieſem Nirwana hört es auf) beginnt die Kunſt.

(Und! Er kann ſich ſogar vor dem Ziel ſcheitern laſſen — er hält ſich ja als Stoff in Händen. Allerdings muß er von Anbeginn darauf

losſteuern, indem er vielleicht einen Faden des Geſchehens reißen läßt, daß der Tod geſetzmäßig eintritt.)

So viel Macht hat der Künſtler nach dem Erwachen. So viel Macht im zweiten, objektiven, künſtleriſchen Rauſch des Schaffens — so viel Macht über das Leben!

Ich lebe — das iſt: Ich werde gejagt, gepeinigt, geſtoßen, gequält und erhoben, gepeitſcht und geküßt; ich ſchaffe — das heißt: ich ſiege. — —

Was ich ſonſt noch an dieſer Stelle zur Erklärung für die folgenden, vergangenen Stunden meines Seins ſagen könnte, ſoll ſich jeder, der mich leſen will, im Buche ſelbſt finden.

Ecce!

Wien, Oſtern 1910. Hugo Sonnenſchein.

CHRISTUS

Bis von Judäa kommt der Mensch,
bis von Judäa — (dieser Utopist!)

ICHGOTT

Der David Michelangelos steht stolz und herrlich
und sieht dem Riesen Goliath entgegen,
der lässig aus der Arnoebne in die Lüfte ragt.
Es ist ein blauer Frühlingstag und Florenz badet
im Sonnenglanze.

Stille fließt der Arno,
bewegungslos sind die Zypressenhäupter
und aus dem Tal und von den Hügeln schimmert
das Silber der Oliven und der Mandeln Blüte.

Ich stehe lange an die Barrière gelehnt, die
den Platz des Michelangelo gen Florenz
umsäumt, und lausche, wie das Wasser plätschert,
das von Terrasse zu Terrasse fließt zu meinen Füßen
und schaue übers Sonnenland.

Jetzt richte ich
mich auf und geh!
Dem David einen Abschiedsblick
und dann vorüber an der San Miniato-Kirche
zum Friedhof delle Porte sante.

*
* *

Vor dem Eingang stand ein Bettler,
betend, bettelnd richtete er

ſeine grauenhaften Augen
unter buſchgen Silberbrauen
ſtarr auf mich und ſtreckte mir die
runzelige, graue Hand entgegen. . .
Stolz und kalt ging ich an ihm vorüber.
Wenn ich dir nur einen Soldo
gebe, willſt du für mich beten?
Ahaſver will für mich beten!
Ha, für mich, der eine Welt erſchaffen. . .
Wiſſe, daß ich auch beherrſche,
was ich ſchuf.
Und Gott bin ich ja,
Gott, für den du beten wollteſt,
beten . . . nur für einen Soldo.

Ahaſveros, morde dich doch
oder ſtiehl gar auch das Feuer. . .
Dann wird »Wer« dich an den Felſen
ſchmieden und du wirſt nicht betteln
müſſen.
Dieſes konnte er in
meinen Blicken leſen, als ich
durch die niedre Pforte in den
Friedhof trat.

* * *

Lange zwiſchen Gräbern wandelnd,
kam ich in der Dämmerung ſchon
zu dem Chriſtus Trentacoſtes. . .

Sinnend blieb ich ſtehen:
Chriſtus
liegt auf weißer Marmorplatte
ſtille da . . . mit ſeinen Wunden.
Dieſes ausdrucksvolle Haupt mit
den geſchloſſnen tiefen Augen
ruht auf dichten Seidenlocken.
Schlaff ſind ſeine ſchlanken Hände,
ſtolz gewölbt die Männerbruſt.

Tot iſt er
und niemals sah ich
tieferes Erfaſſen der Nirvana. . .
Selbſt ergriff mich eine Sehnſucht
ſo zu ſchlafen — — Schlafen um der
Schönheit willen.

Die Zypreſſen
warfen lange Schatten über
Chriſtus Leib und ich ging traurig
fort vom Friedhof della Porte ſante.

DER VERRÄTER

An einen Hund.

Nur das Meer, wenn's ſtürmt, iſt ein Echo meiner Kraft;
des alten Urwalds Kronen vom wildeſten Taifun errafft,
die können dir ein Bild von meiner Wildheit geben:
die ganze Hölle lebt in meinem Leben.

Weißt, du, was dieſes ſtolze Klagewort dir ſagen mag:
es kommt die Nacht nach einem froſtgen Tag —
und hör! Es ſchluchzen fünf verſtimmte Violinen
den Troſtgeſang den Frauen, die „verdienen".

Im Nachtcafé. — Du, meine Seele, ſei doch brav,
ſei ruhig — endlich winkt dir tiefer, wohler Schlaf —
Geduld! Dein Elixier ſind Alkohol und Zigarettendämpfe . . .
Hier kämpf ich meiner Seele ſchwerſte Kämpfe.

Mein gutes Tier! Da ſitzt der Menſch tief in die Nacht hinein
und lächelt —. Geht beim erſten Morgenſchein,
wenn ſchon die Flammen ſchamhaft, unnütz brennen
und ſterben möchten und nicht ſterben können.

Mein Ziel? Ich weiß mein Ziel! Nun wird mir bald ein Troſt:
Im Zwielicht, wo der Tag mit einem hagern Körper koſt.

Jetzt ſchlepp ich mich zum Dom, in die Niſche des Erlöſten —
Dort kann ich mich mit einem Gott im Sterben tröſten.

Im Zwielicht, wenn der Mann am armſeligſten erſcheint,
Er, auf deſſen Lippen ein: Eli, Eli ſo erbärmlich weint;
Der Mann am Kreuz, der Gott, Jeſus Chriſtus — —
So ſahſt du aus? Ja, ſo!! Du biſt's! Ha, biſt du's!? —

O, Hund, du — gibt's eine größre Blasphemie —
als einen Gott, der: Eli, Eli! Lama ſabachtani?! ſchrie …
Ein Gott! der nicht wortlos dulden kann in ſeiner Sterbeſtunde.

— — — — — — — — — — — — — — —

So, das erzählte ich einem hergelaufnen Hunde, einem Hunde …

ECCE HOMO. . .

Gebt mir den Mann, den ſeine Leidenſchaft
nicht macht zum Sklaven —
und ich will ihn hegen
im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen.
Hamlet.

Auf den wonnigweichen, duftgen Kiſſen
war ſie müd des Harrens eingeſchlafen. . .

Oh, wie ſehnte ſie ſich heute Abend
nach dem Heiligen — und Hoffnung,
daß er komme, ließ ſie lange wachen.

Chriſtus müſſe heute zu ihr kommen.
Hat ſie ihm doch dort, in Simons Hauſe,
lockendleis die Worte zugeliſpelt:
Sabbatabend um die elfte Stunde
harr ich deiner.

Doch er kam nicht. — —
Judas hat gelogen, als er ſagte,
Chriſtus ſei nicht heilig . . . himmliſch.

Judas iſt ein haſſenswerter Lügner!

Chriſtus kam nicht.

Irgendwo auf
naſſem, kaltem Lager ruht er
mit den vielgeliebten Jüngern,
denkt an ſeinen namenloſen Vater. . .

Chriſtus iſt ein großer Heiliger, ſonſt
wäre er gekommen.
Er kann alles.
Chriſtus kann dem unfruchtbaren Weibe
ſeine größte Sehnſucht auch erfüllen. . .

Er iſt heilig; Judas hat gelogen! . . .

Neid iſt Sünde, ſagt der Heilige — Chriſtus.
Und ſie mußte doch beneiden jene
Bettlerin, die an der Tempelpforte
ihren Knaben ſäugte.
Reiche Mutter!

Er iſt heilig, Chriſtus. Er kann alles. . .
Wär er doch gekommen. Er . . . kann . . . al . . les.

Und jetzt ſchläft ſie . . . Lächelt aus dem Traume.
Und ihr bloßer, ſchöner Buſen füllt ſich
und die weiße Hüfte dehnt ſich wonnig;

einer weichen Oleanderblüte
gleicht ihr Körper.
Magdalena lächelt:
Denn im ſtillen Traume ſäugt ſie einen
Knaben, — — ihren — Chriſtus-Knaben. . .

Dieſe ſchwarzen, innigklugen Augen
ſehn ſie an wie glühnde Tränenperlen . . .
Das ſind Chriſtus' Augen.
Er kann alles!
Magdalena iſt im Traume glücklich.
Lange küßt ſie ihren kleinen Knaben,
herzt ihn, ſäugt ihn abermals und lächelt.

Chriſtus iſt gekommen: Er kann alles!

* * *

Fern im Oſten graut der ſtille Morgen.
Chriſtus iſt gekommen.
Durch die offne
Türe iſt er lautlos eingetreten
wie ein Engel ſchön.

Den blauen Falten-
vorhang, der das Lager Magdalenas
keuſch vom großen Raume trennte,
ſchob er lautlos dann zur Seite
und vor ihm auf weichen, duftgen Kiſſen
liegt die wunderſchöne Frau.
Im Traume
herzt und küßt und ſäugt ſie ihren Knaben.

Chriſtus ſteht wie ſtarr, gefeſſelt, vor dem
großen Kunſtwerk Gottes.
Magdalenas
ſchlanker Körper ſteht in herrlichvoller
Frauenblüte —
Glück liegt um den
ſinnlichweichen, weichen Mund
und Zufriedenheit umwebt die Augen.

Chriſtus träumt. — Ihm gegenüber Satan
mit der letzten Waffe . . .
Chriſtus zittert . . .
»Magda . . .« Und ſie ſpricht leis aus dem Traume:
»Guter Jeſus . . .«
Satan kichert ſiegreich.

Chriſtus horcht und bebt; ermannt ſich plötzlich,
. . . tritt zum Vorhang . . .
Und es weicht der Teufel. —

Chriſtus läßt noch einmal ſeine Blicke
über Magdalenas Körper gleiten,
ſanft, wie Falter über Blumen ſchweben,
wendet ſich dem Ausgang zu und . . lautlos . .
geht er . . .

DES MENSCHEN SOHN.

Fragment.

Die Nacht, in der er kam, war eine finſtre Nacht
voll Qualm und Rauch
und ſchwer und lange wie alle Zeit in dieſem Reich
der toten Materie –
umwölbt von ſchwarzen Wolkendecken, durchzogen
von Kadaverhauch,
umzüngelt von giftgen Augen, die ihr die böſe
Todesnatter lieh,
von Augen, die als Reflex der roten Ofenbrände
am Himmel glühten und lauerten und huſchten und
verſchwanden,
dort Leiber zeichneten und krumme Rücken, ſtahl-
ſtarke Hände,
die ſich verſchlangen und verſteckten und umarmend
wiederfanden –
und zwiſchen den Flammenaugen der Nacht – der
drückend langen Nacht ſtand Er,
der Menſch, plötzlich, der Erlöſer, an dem Jahr-
hunderte der Sklaverei ſtumm bauten,
der große Rächer und Empörer, der langerſehnte,
unbekannte «Wer!?»,
jung und ſtark – wie ihn die verfrühten Freiheits-
ſeher in ihren Fieberträumen ſchauten,
aufrecht, mit entblößter Rieſenbruſt, mit lederſchurz-
bedeckten Manneslenden,
er trug den Freiheitshammer, gigantiſch und hieb-
bereit in ſeinen Händen –
und er führte den erſten – einzgen Schlag: da
ſtand die Zeit
Still zur Unendlichkeit! –
— — — — — — — — — — — — — — — —

DER NARR VON NAZARETH

Es ist ein mattes Land — das Land der Geusen,
ein Land der sehnsuchtvollsten Utopisten —
Die Menschen hungern da — und Vorräte verwesen,
die Menschen dürsten da vor geilen Frauenbrüsten.

Unsere Bräute haben Gärten in der Nähe,
drin prangen Reben traubenüberladen,
wir dürsten — nach der namenlosen Höhe,
wir sterben — von Aeternitatis Gnaden.

Es ist ein Land der Narren — Land der Geusen —
Gott! ein Asket hat doch Atlantis einst gefunden,
vor zweimal Tausend Jahren —
Das Land der besten Bösen
hat ein so schöner Narr, ein Bettler — einst gefunden.

MATTHÄUS XXV. 34

. . . und in der Sonne träge lag der Hafen,
betäubt von faulendem Geruch —
und ſelbſt der Wind war eingeſchlafen,
es rührte ſich am Meer kein Segeltuch.

Am Ufer — arm in ihren Sonntagslumpen,
da ſangen Schifferplagen wirr ein Seemannslied;
und wenn ſie trippelten, dann hörte man die Klumpen
an ihren Füßen, dumpf und ſommermüd. —

Ein alter Bettler liſpelt ſeinem Hunde,
der hungerweinend ihm zu Füßen lag —
vom Liebengott im Himmel jene Kunde:
daß auch der Arme ſelig wird — am Jüngſten Tag:

— dann wird der König, denen zu der Rechten
wie folget ſagen von dem hohen Sitʒ:
»Nun kommt, ihr Dulder und Gerechten,
und nehmt mein Reich jetʒt in Beſitʒ . . .«

Doch dieſer Hund, er heulte hungrig weiter,
er war gewiß kein wahrhaft frommer Chriſt. —
Und ich — ich dachte mir, es wär geſcheiter,
ich ſäh — wie was für mich zu »finden« iſt.

SPÄTE STROPHEN

War Einer, der dem Unnennbaren frei die Stirne bot,
Einer, der sich mit Ungründen der Rätsel toll
geschlagen . . .
und nun ist meiner Augen Durst und Glanz verloht,
es will mir fast mein müdes Wort versagen . . .

Ich hab mich nie vor Gott versteckt,
war Einer, der das Korn des Aufruhrs säte . . .
jetzt knie ich da, das Haupt geneigt und unbedeckt
und weiß gar nicht, warum ich bete. . .

Ein Kreuz ragt in das Grauen, mit einem toten,
stummen Nazarener,
verspäte Dirnen gehn vorbei, verlachen
den Mann aus Holz, mich, seinen reuigen Verhöhner.
Oh, matte Mädchen gehn vorbei und lachen. . .

MÜDIGKEIT

Es ſtehn die Platanen matt in Morgenrauch gehüllt,
der Morgenwind treibt ihre letzten Blätter in die Ferne;
am Ende der Allee ein morſches Kreuz mit einem
Chriſtusbild.
Am wolkenloſen Himmel löſchen ſtill die Sterne.

Wie wohl die Stürme tun! Wie wohl nach langer
Nacht.
Sie bringen Ruh und reißen mit die düſteren
Erinnerungen.
Ich kann mich nicht beſinnen — wo ich heut gewacht
und meines Leben ſchauriger Geſang wird von den
welken Blättern freudevoll geſungen.

Mein wüſter Fluch dem Sein war nur ein böſer —
böſer Traum,
ein Traum war auch mein Narrentum und meine
Raſerei, mein blindes Praſſen;
das ſagt das Bild am Kreuz dort unter dem Platanen-
baum,
das ſagt mein Blut, das ruhig fließt, nichts wiſſen will
von einem Daſeinshaſſen.

Mein Blut, es ſagt, daß es das Leben liebt. Und
meine Sehnſucht nach dem Tod?
Es ſcheint mir, daß ich ausgegangen war — einmal —
dem Leben zu entrinnen?!
Wer ſagte das?! Es war ein böſer Traum, der mit
dem Selbſtmord mir gedroht. . .
Wie wohl die Stürme tun! Ich kann mich nicht
entſinnen.

DER HEILAND

Es ſind Großſtadtteile, (enge Gaſſen,
arme Menſchen, arm und kleingebückt)
Großſtadtteile, in die lange, lange
nicht ein einzger Strahl der Sonne blickt.

Ach, die Menſchen, die da wohnen,
wiſſen nicht von Licht und Blütenhauch,
im dunkeln Viertel der Huren und Juden
ſingt kein Vogel, blüht kein Fliederſtrauch. —

Manchmal (o, an gottgeweihten Tagen
und in hundert Jahren einmal nur vielleicht)
bringen Frühlingswinde Duft zu dieſen Menſchen
und ein Sonnenſtrahl ſieht her und — weicht . . .

Und der Strahl wird einſtens einen Jüngling
finden, dem er zündend in die Seele fällt,
daß darin die Sonnenſehnſucht werde —
und die Sehnſucht bringt den
Heiland der Welt . . .

MACHT-LINIE

Du haſt nichts — als Augen zum Sehen . . . und
ſiehſt.
Du haſt nichts — als Ohren zum Hören — und
hörſt.
Du haſt eine Kehle zum Reden. Rede!
Was willſt du vom Leben!? Sprich!
Ich habe alles. Alles was er — der Künſtler von
Nazareth. Der Lebendigſte der Seele, der Seher.
So ſchaffe dir auch du das Königreich Gottes.
Dein Königreich. Werde ſelig und du wirſt an-
dere ſelig machen. Selig — machen!
Die Armen, die Augen haben und nicht ſehen,
Ohren und nicht hören. Deren ſtumme Lippen
davon ſprechen, daß ſie ſich nach dem König-
reiche ſehnen.
Alles iſt. Du biſt ein Dichter, daß
du zeigſt — was iſt. Darum biſt du ein Dichter.
Zeige! Du ſiehſt: leih ihnen deine Augen!
Du hörſt: erweiſe ihnen die Gnade, daß ſie mit
deinen Ohren hören!
Rede zu ihnen!

JESUS

Ein Vagabund mit langen Haaren,
mit ſchwarzen Haaren wirr und wild,
und großen Augen — den ſonnenklaren,
den weißen Leib in Lumpen gehüllt,

kam mit der Schar von Utopiſten,
— den Träumern ohne Schollenſinn —
die ſeine Füße bebend küßten . . .
einſt nachts zu einer Kupplerin:

Er ſprach den Dirnen ſeine Lehren;
da konnte man flammende Blicke ſehn,
und in den Blicken Sehnſuchtzähren
von Dirnen, die einen Strolch verſtehn.

PERSPEKTIVE

Fragment

— Dr. E. S. — Einem teuern, ſonnenhaften Epikur.

Ein Dichter mit dem Wort von Gottes Gnaden,
ein Menſch, bringt euch geläuterte Balladen.
Ich hab nicht aus dem Nichts für nichts geſungen,
ich hab mir aus dem Eins für Viel die Worte
abgerungen.
Ich ſing vom Leben — wie's als Torſo vor mir liegt,
wie's im Detail fällt, im großen Ganzen ſiegt,
ich ſage von der Einzigkeit der Dinge,
von ihres Geiſtes ewig weiſen Bahnen
und von des Weltgeſchehens mächtgem Ringe. . .

Und Perſpektiven geb ich, laſſe ahnen,
dort — wo ich ſelber ahn, wo Worte nicht genügen:
Das iſt der Demut Vaterunſer vor dem heilgen
Geiſte,
ein Beten-Siegen, doch kein Unterliegen.
Ein Reſultat der Zeit iſt — was ich leiſte.
Vom Ziel? nein. Den Weg hab ich vor mir.
Der führt zur Wahrheit in Unendlichkeiten.
Glaubt an den Weg, den ich euch führ!
Denn dann erſt könnt ihr mich geleiten.

So mögt ihr mit dem Schickſal ſtreiten.

GEUSE EINSAM,
SEINE RITTER UND SEINE SCHATTEN.

Sie ſagen mir: Zerlumptes Luder,
verlorner Menſch, obskurſter Geſtalt,
und ich bin doch nur ein Sonnenbruder
mit utopiſtiſchem Seelengehalt.

Ich bin nicht glücklich dabei, ihr Toren,
ich bin ein zerfahrner Wildermann,
ich hab die Werte des Lebens verloren
und ſuche, — was man nicht finden kann.

MEINE SPRACHE

Derb ist meine Sprache, bettelarm und derb,
was ich singe — trostlos, kalt und herb,
mein Instrument ist eine geborstne Violine,
gedämpft durch eine schwarze Holzsordine . . .

Ich geh allein . . . und oft auf toten Wegen,
wo mein mattes Spielen ungehört verhallt . . .
Verirrten geb ich meinen unfruchtbaren Segen.
Mein Lied ist herb und derb und kalt.

DIE POLE DES LEBENS

Ich, Geuſe Einſam, hab den Satz geprägt:
(was hat ihn jetzt in meinem Innerſten geweckt!)
vom Leben, das ſich ſelbſt zu Grabe trägt,
vom Tode, der ſich vor dem Grab verſteckt.

Was hat das Wort in meinem Innerſten geweckt?!
Schwarz wie der Schoß der Erde war die Nacht
und eine wehe Stimme winſelte erſchreckt,
— ein Weib hat juſt ein Kind zur Welt gebracht:

Im Überſinn der Spannkraft einer Angſt,
im Fieber auf ein Leben und den Tod:
Du, Prieſter Andrej, der du auf den Knien bangſt,
ermord den Wurm, wenn — gott! — mein Sein
verloht.

Der feige Pfaff hat ſchnell ein Kreuz gemacht:
Frau Beatrice, betet, betet — ſündigt nicht . . .
Da hat das Heldenweib ſchwer krampfhaft auf-
gelacht:
Du, Andrej! mord den Wurm, wenn — gott!
— mein Auge bricht.

Du, Prieſter Andrej, — — wenn mein Herz nicht
ſchlägt . . .
und eine heiße Stimme ſchrie zuletzt erſchreckt:
das Leben, das ſich ſelbſt zu Grabe trägt,
der Tod, der feig ſich vor dem Grab verſteckt.

PARIAS

Nicht jedem ist es gegeben, in der Menge zu baden; die Freude am Schwarm ist eine Kunst, und der Einzige kann auf Kosten des Menschengeschlechtes die Kraft des Lebens verprassen, wenn ihm die Schicksalsschwester den Hang zur Travestie und Verstellung einhauchte: das Hassen der Heimat, die Leidenschaft des Wanderns! –

Raffinierter Wüstling des Gedankens, Meister Baudelaire! Siehe, ich badete in der Menge der Parias, ich taumelte mit ihr, gemartert vom Stachel der Hoffnung. Unbewußt, einem Nachtwandler gleich, somnambulisch wankte ich über Gräber mit dem Schwarm. Ekstatisch, fieberhaft schritten wir über Trümmer alter Kulturen. Und Dornen zerfleischten unsere Füße und Reste glühender Kunstwerke verbrannten unsere Füße. –

An die Ufer blauer Meere kamen wir, aus deren Gewässern der Abglanz kalter Lichter strahlte — wie die Herrlichkeit herzloser Frauenaugen. Und in diesem Glanze lasen wir:

Bringet uns unsere Gluten wieder! Was ist Glanz ohne Glut!? Geist ohne Gefühl! Schönheit ohne die Liebe.

Und wir antworteten: Wir haben kein Blut in den Adern, kein Mark in den Knochen, keine Nerven im Fleisch. –

Ich wälzte mich mit den Wogen der Parias dahin – tagelang – nächtelang – ſchlaflos. Und fortan klagte ich dem Himmel meinen Schmerz: diem . . . dies, — Deum perdidi . . . Das Leben! . . . ?

*

Einmal erwachte ich in einer Wüſte. Ich muß vor Müdigkeit zuſammengeſunken ſein. Endlich!

Die Menge der Parias war über mich hinweggeſchritten . . . weiter . . .

Wer weiß wie lange ich ſo lag. Als ich erwachte – war ich allein und ſorglos.

Ich fühlte, was niemals noch zuvor: Die Wolluſt des Erwachens – die Freude des Starken . . .

Schwächlinge ſind lebensmatt, wenn ſie aus der Menge erwachen; mir brannte der wärmende Sturm eines Gottes in der Seele. Des Gottes, den ſeine Schöpfung erſt ſchuf.

Einmal noch kam ich in die Menge der Parias. – Vor Beethovens Neunter ſtockte der Strom.

Weh dem, der vor einem Kunſtwerk auf die Verworfnen ſtößt: Kunſt bringt Frieden, vereinigt die Menſchen.

Und die Neunte Beethovens!

O, wie ſich die totenbleichen Geſichter – ein totenblaſſes Antlitz – der Verdammten erhellten.

Die Neunte Beethovens!

Man glaubt, daß ein Strahl von bindend heißer Wonne die Seelen verknüpft . . .

Weh dem, der sich nicht aus dem Banne löst, wenn der letzte Ton durch das Innerste zittert. Und wer die Ekstase nicht zur Befreiung benützt – ist verloren. Ich machte mich frei.

Die Parias zogen weiter — die blutlosen Parias, — ich sah ihnen nach.

SONETT VON DER DISTANZ

Auch ich bin Einer, der des reinen Lebens
Majeſtät
in ſonnenhafter Pracht vor ſeiner Seele ſieht
und darnach lechzt mit dürſtendem Gemüt
und doch in Sumpf und Froſt und Dunkel geht.

Auch ich bin Einer, der vor ſeinen Sinnen kniet
und händeſtarr zu ſeiner Seele fleht:
Geh durch das weiße Land mit mir — wenn
hoch der Mittag ſteht
und wenn die Sphäre klingt des Daſeins Hohes —
Lied:

Denn meine Seele ahnt und ſchaut,
was fiebernd meine Sehnſucht baut;
ich weiß von eines Lebens höchſter Majeſtät . . .

Und weiß den Weg dahin und darf ihn doch
nicht gehn,
und zitternd muß ich um Erlöſung flehn, —
wie ein Entweihter weint, wie ein Verlorner
fleht . . .

DIE TITANEN

Fern hinter den Grenzen des Worts ist ihr Leben. Nicht, daß ſie das Wort verachten; nein, das Wort erreicht nicht mehr ihr Leben. Und wenn ich von ihnen berichte, von ihren Ahnungen und Feſten, von ihren Gelagen und ihrer Weisheit, bekenne ich meine Ohnmacht, die mich niemals zu ihnen hinankommen ließ. Es iſt nicht einmal ein Abglanz, ein ſpärlicher Schatten ihres wahrhaften Daſeins, was ich bieten kann. In meinen höchſten Stunden der Ekstaſe konnte ich nur ihre Füße küſſen; ſie indes feierten Orgien des Unnennbaren. Neblige Architekturen ſind ſie für mich — und für den, der ſie erreicht (ſie leben hinter den Grenzen des Worts), ſind ſie mittagſonnenklare Architekturen. Ich ahne — ſie ſehen.

Salcha iſt eine von ihnen.

Salcha, wer kennt deine Weiten! Wer kennt die Weiten deiner Schweſtern und Brüder, die dich überragen. Du biſt die Einzige, die ich erfaſſe.

Salcha, ſchöne Salcha, Druſin, gib mir deine ſtärkſten Haſchiſch-Dämpfe, daß ſie mir ganz die Augen öffnen für deine unmögliche Schönheit. Ich will für ewig ſtumm werden, um deines Augenblickes willen.

Salcha! Wer kennt den Duft deines Leibes und iſt nicht unſterblich, Salcha ... Ein Schweigen und eine Unſterblichkeit, ein Stummſein.

Salcha, laß mich das Ebenmaß deiner Glieder schlürfen; ich will mich dir dafür ganz geben. Im Wort, weil ich nicht anders kann. Ich will dir aufgenommene Substanzen geben, die Substanzen der kategorischen Seele, die i s t und nicht wohnt. Aufgeklaubt im Straßenkehricht, so n u r Seele, daß die Hunde liegen ließen, was ich dir geben will.

Salcha, den Duft deines Leibes, das Ebenmaß deiner Glieder! Und ich will mit dir plaudern — bis zum Stummsein, bis in Ewigkeit.

Salcha, aus dem Schlamm meiner Wiesen bringe ich Gerüche zu dir, aus dem Sumpfe meiner Nächte, den Hallucinationen meiner ungeahnten Tage.

Wirr — wie du sie liebst, große Schwelgerin, wahr, wie ich nur sein kann, wenn ich deine Füße küsse. Herrliche Details aus dem Staub der Märchen, Salcha. Und wenn ich dir nur ein Lächeln abgewinne. Sei gnädig mit mir, laß mich deine Füße küssen. Und wenn ich mich stumm gelebt, dann werde ich dich und ein Atom von deinen Brüdern, von deinen Schwestern — begreifen, im Stumm-Sein der Ewigkeit . . . Salcha? —

IMPROVISATION

Du, schwarzer Freund, nimm deine Violine,
Zigeuner, spiel mir dein Zigeunerlied,
daß sich Vernunft zu grübeln nicht erkühne,
solang die Seele spricht, solang die Lippe glüht.

Und ich will zu dem Ton dir Verse sprechen.
Will Ziele geben, Zweifel brechen . . .
Du, Freund Zigeuner, spiel und lausch
dem Lied vom Leben, Sang vom Rausch . . .
Horch!

Charles Baudelaire.
Ein Wort aus seinem Munde
geht durchs Gehirn mir, den wirrgepeitschten
Sinn.
Ein Wort, das Lösung bringt in der Verzweiflung
Stunde,
wenn ich so bettelarm, so hundeelend bin:

Des Rausches Augenblick ist reich,
berauschet euch! — —

Unendlich,
sonder Raum und Zeit
ist die Glückseligkeit — — —

Berausche dich!
Jetzt ist es Zeit.

Berausche dich, der Rausch ist dein . . .
Berausche dich an Grausamkeit,
an Duft und Tugend, Blut und Schein,
an Dunkelheit,
an Furcht und Leid . . .
Jetzt ist es Zeit.

Des Rausches Augenblick ist reich,
berauschet euch!

Das ist die weise Formel des Seins,
ihr Kinder Kains!
Der Rausch ist Zweck und Ziel . . .
Und jeder hat eins und seins:
Ich hab mein Lied,
du hast dein Spiel
und der sein Leid . . .

Und alle haben wir den Wein.

Ein Prost der Trunkenheit
im Sein.

Stoß an, Zigeuner!

DER WEG

Ein Ruf aus der Ferne hinter mir. Und mir iſt's — als hätte ich Ertrinkende hinter mir gelaſſen ...

Unſer Kahn — ein kleiner, unſicherer Kahn — ſchaukelte auf uferloſem Meer. Unſer, denn ich habe ihn nicht allein gebaut ... Vier Freunde. Vielleicht haben die ihn gebaut und mich aufgenommen ...

Wir ſchaukelten. Und ſie wurden hoffnungslos — als es nur Weiten gab, die vier Freunde wollten zurück. Mir aber wuchſen meine Träume über den Kopf, ich mußte weiter und meine Freunde wollten zurück. Sie wurden Ballaſt im Kahn. Mich trieben meine Träume zu ſchnellerer Fahrt. Da wirft man Ballaſt über Bord. Vier warf ich über Bord. Drei ſind ertrunken. Einer kämpft mit den Wellen. Höret ihn rufen: Nimm mich mit in die Ferne! Geuse Einſam! Ich wollte auf feſtem Boden ſtehen, du warfſt mich in die Wogen. Mir iſt unbeſchreiblich zu Mut. Eine Welt ſtellt ſich zwiſchen uns und doch biſt du mir ſo nah. Geuse Einſam, ... deine Fernen gefallen mir, ich möchte mit dir ... und doch bin ich an irgendwas gefeſſelt. Dein Verhältnis zu mir — iſt das — einer Lerche zu einer Kröte, einer Möve zu einem Tümpel ... Ich war Ballaſt ...

Und mein Kahn ſchaukelt zur Wahrheit ... Den Weg zum Ziel, das im Unendlichen iſt. Der Weg iſt Wahrheit — das Axiom des Lebens.

DALILA . .

Dalila, meine Kraft und meine Macht,
ich geb ſie hin für eine Nacht
mit dir . . .

Simſon, zähme deine Gier,
daß du Mann biſt, zeige mir
und dir —

Dalila, feßle Deinen Hohn . . .!
Ich bin eines Menſchen Sohn,
du Weib! —

Simſon, ein Philiſterweib,
befreit ein Land mit ſeinem Leib —
du willſt . . .?

Dalila, für eine glühnde Nacht
gibt nur Simſon ſeine Macht,
ich will!!

. . . Simſon, ich lieb dein ſchönes Haar —
dein Haar iſt meines Leibs Altar,
da nimm! — —

Dalila, — ich ahne, mein ſchönes Haar
iſt eines Volkes Opferaltar . . .
und doch . . . ? . . . !

Simſon, — du . . . ſchwacher . . . Menſchen-
ſohn — —
— Ha, die Philiſter kommen ſchon!!
Jetzt flieh . . . ha . . . ha . . .

— — Dalila . . . !

SO MUSS ICH ENDEN

Ein Dionyſos-Dithyramb, der jäh in atemloſe
Stille fällt;
ein wilder Ton, der kulminiert und ſchweigt;
was in mir wütet, ſchleicht und geigt
von Dunkelheit, von Sonne, Geiſt und Welt
mit Tauſenden von ſchöpferiſchen Händen,
das alles jäh in atemloſe Stille fällt:
ſo werd ich enden.

Ich hab mich nie vom Rauſch befreit
und nie für mein Sein die klare Form gefunden,
mein Leben war an dieſen Fluch gebunden:
Daß alles ſich in mir zu Sturm erneut . . .
Ich muß das Heiligſte im Rauſche ſchänden,
ich hab mich nie vom Rauſch befreit:
ſo muß ich enden.

IM MORGENGRAUEN DES ERSTEN TAGES

Alſo ſtanden die Wolken über der Erde: dichtgeballt und gelb, gelb wie Schwefel, dichtgeballt und gelb mit bläulichem Schimmer der Flamme. Und die Erde lag ſtumm — weit und breit war Leid — und Wehe. Es gab keine Ferne und keine Nähe und keinen Tod und kein Leben, denn in dieſer verlornen Farbe verſchwand alles, erſtickte alles.

Furcht und Vernichtung tobten in den Eingeweiden dieſes unendlichen Nichts, das ich in einer der mächtigſten Stunden des Rauſches gebar. Fürchterliche Angſt — unglaublich fürchterlich, geſteigert ins undenkbare All der Hallucination. Furcht und Vernichtung — nichs konnte helfen, denn nichts war. —

Schenk mir, Du, einen Ton — eine Träne; einen kaum hörbaren Ton — Du! Wo haſt du denn das Meer?! Ein Meer! Dein wogendes, nahes oder weites, Dein lärmendes — mit den ungeheuern Weſen, die leben — leben . . . Du, wo ſind deine ſtürmiſchen Vulkane, die leben . . . Du, deine Menſchen mit der ehebrecheriſchen Liebe und den kleinen Schmerzen . . . Du, wo ſind deine Menſchen, die leben!? — — Ich will ſein — will hören und ſehen! Warum haſt Du mich taub gemacht in dieſer deiner anfang —, endloſen Wüſte! Wo haſt du meine Augen hingeworfen, — — die deine Kraft nicht ſahen — und nur deinen Himmel wollten. Deine Sphinx! Zeig

mir die – wenigſtens – Deine Sphinx! – Nur das würgende Allein nimm von mir und die Qual des Stummſeins. —

Nirvana — Nirvana – !

Ein Undenkbarer hat es gehört.

Das erſte rote Licht zuckte um die dichtgeballten Wolken — und das Chaos auf der Seele wurde erträglich. Lichter wurde das Licht und ſchuf langſam die Sphinx — mächtig, nicht furchtbar. — Die Wolken wurden grell — der erſte Bliƶ. Er traf die Sphinx und verwundete ſie zwiſchen den Brüſten des Lebens: Wie das Blut entſpringt — das purpurne erſte heiße Blut! Wie es in glühenden Tropfen zu Boden fällt! Der erſte Tropfen Blut — die erſte Blume . . . Und Tropfen um Tropfen und Leben um Leben. Der erſte Ton, die erſte Träne — und Leben um Leben. Ein Anfang!

Am Anfang war die Sphinx.

IN DER SONNE

Florenz.

Am Neptunbrunnen kauern, ſonnen ſich:
zwei Kinder, eine Bettlerin und ich.

Beſchmutzte Fetzen hat das Weib
um ihren hagern, braunen Leib;

und weinend zeigt ein hungrig Kind
wie eingeſchrumpft die Brüſte ſind;

und unter dem verwirrten Haar
wird man der tiefen Augen gewahr,

die Züge ſind zerriſſen wild,
die Lippen von herbem Schmerz erfüllt.

So hockt ſie da und neben ihr,
verhungert, müde kauern wir:

Ein bleiches Mädchen — nah dem Grab —
nagt ſtill Orangenſchalen ab

und ich ſchreib dieſes ſchöne Lied
von jenem Land, wo die Zitrone blüht.

EINSAM, — NIE VEREINSAMT

— A. G. —

Immer weiter reißt es den Erlösten.
Planlos liebt er's durch die Welt zu wandern —
Schönheit suchend . . . Ewig unbefriedigt,
weil ihm seine himmelhohen Träume
alles mit dem gleichen goldnen Schein umweben
und er doch nach neuen Welten schmachtet,
neues Leben sucht und neue Freuden . . .
Und beseelt von immer junger Hoffnung,
jagt er den Gedanken nach, getragen
von der Utopien weißen Schwingen . . .

Skeptisch gegen Wirklichkeit des Lebens,
täuscht er über Hunger sich hinweg und Kälte,
über Abgründe des Unverstandes,
Süßigkeit der Freundschaft, Gift des Hasses.
Einsam flieht er — einsam, nie vereinsamt:
Denn er läßt die Wolken sich lebendig werden,
gibt der wolkenlosen Bläue eine Seele,
und dem Stein, dem kleinsten Sandkorn,
wenn er durch die leere Wüste wandelt.
Und aus düsterm Dunkel formt er Geister.

Menſchenfreundſchaft hat er nie empfunden . . .
Heimatlos iſt er geboren — niemals
kann er Heimat finden . . . Nie die Heimat?!
Doch — er findet eine heilge Heimat,
denn die Liebe ſetzt auch ihm die Schranken.
Einzigmal nur kann er lieben, — einmal
in der Wirklichkeit nur weilen:
unter Menſchen findet er die Liebe . . .
Und das Stückchen Erde — wo er ſie gefunden,
bleibt ihm ewig im Gedächtnis brennen,
und er blickt dahin zurück aus ſeinen
Höhen . . .

DIE SKLAVIN

Du liebst mich und ich schleich zu Dir durch
Nacht und Nebel.
»Man« könnt mich sehn und kläffen möcht der
bürgerliche Pöbel.

Du liebst mich und ich muß um deinen Leib
vergebens beten:
Gott! Schande ist der Liebe Frucht und Wol-
lust kann nicht töten.

VIELLEICHT, BEATRICE ...

— C. K. —

Vielleicht kommt die Jugend noch einmal zurück,
vielleicht erwacht mein Herz aus düsterdornigem
Schlummer;
und aus dem wüsten Trunkenbold der Liebe
ersteht nach ohnmächtigem, kurzem Rausch
ein neuer Mensch.
Vielleicht darf ich die Sünden der Seele vergessen,
wenn in den roten Flammen deiner Küsse
das Unreine des Geschlechtes verglüht, —
das elendgeborne Kind des Hasses
eines strafenden Gottes.

Komm in die Fluren mit mir! Ich kenn den Weg
zu einer sonnenhaften Quelle eines Glücks —
nur wir beide dürfen ihn gehn — beide vereint:
ich, Geuse Einsam, du, Beatrice, meine herr-
liche Frau.
In einer sternenklaren Sommernacht
müssen wir gehen.
Zwischen weißen
Getreidefeldern, durch silberne Birkenalleen
führt unser Weg, Beatrice ...

Eh der Morgen den Bäumen einen rosigen
Mantel umhängt,
ehe die Drosseln verstummen und die Nachtigallen,
sind wir am Ziel:
Im Tal des neuen Lebens — bei der Quelle
eines Glücks . . .
Und dir, Beatrice, und mir — kehrt noch einmal
die Jugend zurück . . .
Vielleicht . . .

DER HOHN

Tief verſchwiegen wie die Schlange
ſchmiegte ſich an meine Augen
die Nacht.

Heimlich zitterten zwei Funken,
höhniſch wie die Otteraugen
in mir.

(Angſt und Wagnis!) Einer ſagte:
In die Tiefe! Und der andre:
ha, ha —?!

Und je weiter ich gegangen,
deſto ſtärker mußt ich hören:
ha, ha —

Wie wenn über Laubbaumkronen
Winde laufen; erſt ganz leiſe
und ge-
dämpft, dann laut und lauter
bis ſie hoch über dem Haupte
zauſen. —

Da verſtummte jene Stimme:
in die Tiefe!
Donnernd ſchallte
der Hohn.

ERLÖSUNG

— C. K. —

Ein Zufall war's, der uns zusammenführte
im Vollbewußsein unsrer Triebe,
da Urnatur die roten Flammen schürte:
der Liebe.
Ein Zufall nur, daß Ich und Du es waren,
die sich in Körpern suchend, seelisch fanden?!
Und willenstark die eigne Freiheit banden!
Kein Zufall nur, daß Ich und Du es waren.

Ich - und - Du — ein Ton der Liebe
Zwei Seelen vereinigt,
die keine Fernen kennen,
vom Widerspruch des Ich und Du
gereinigt
in Morgenklarheit still zusammenbrennen,
mit der Urkraft des Lebens zusammenfließen,
die von Mensch zu Blume wogt und webt,
im Element, im Samen lebt —
in ewigem Stillstand, in ewigem Fließen . . .
Ich und Du — ein süßer Ton des Lebens,
ein Ton der Liebe: Ich - (und) Du - (und
die) Welt.

MEINE TOTEN

An den tollen Peter.

So hab ich's gern: wenn unſre Wellen
toll über Sand und Kieſel treiben
und deine Töne wilder gellen
und ſich mit Nacht und Nebel reiben,
wenn troſtlos aus den Fluten
der Toten Augen bluten
und meine Seufzer grauſig tönen
wie Hungerkichern von Hyänen — —

So hab ich's gern, toller Pit,
mein wahrhaft einzger Muſikant,
mein Freund im Daſeins Wüſtenſand . . .
Oh, ſpiel nur fort, verlaß mich nit!
Wir Tollen müſſen uns zuſammenſchließen,
eng, enger als die Klugen, die uns treten!

Gott, laß dein Spiel mir durch die Seele fließen.
Wild! Ich will um Vergebung zu den Toten beten.

DER TOD

Daß man doch zu oft vergißt,
wie wahnsinnig ſchön das Leben iſt.

Wahnſinnig ſchön und wertlos dann,
daß man's ohne Furcht verpraſſen kann.

Ohne Furcht, wenn hämiſch das Schickſal droht.
Wie ſchön iſt das Geheimnis: Tod!

Wie herrlich die Wolluſt, der Schmerz, das Leid . . .
Und nah der Weg zur Seligkeit.

»Nirvana!« ſpricht der Welle toller Lauf,
und die Weide darüber: Hier — — häng dich auf!

»Vernichtung« der Großſtadt lebendig Gebraus,
und das Weib ſpricht gierig: Ich ſauge dich aus . . .

Der Kampf ruft: Ich bin die Ewigkeit!!
Und langſam und ſicher nagt die Zeit.

WIEDER VOM WORT

Du mein Buch, mein närriſches Büchlein, ſollſt es wiſſen, was heute nachts geſchah. Weshalb ſoll es jemand wiſſen, warum ſoll ich's nicht tief in mir vergraben?! Weil ich nicht kann. Weil ich ein Schwächling bin, ein Plauſcher, ein Dichter, der Freud und Leid ſagen muß.

Die glühende Lava meiner Schmerzen gieß ich in Worte. — Wenn ich einmal kein Wort mehr finde, verfall ich dem Wahnſinn. . . So mancher iſt wahnſinnig geworden, weil er keine Worte für ſeine Leiden fand . . .

Meine Tragödie iſt kurz:

Als einmal ein einſamer Wandler im Herbſte in ſich verſunken durch die Nacht ging, ſchreckte ihn etwas aus ſeiner Tiefe. Ein dürres Blatt lief, vom Winde umarmt, über den Weg und kniſterte. Er verſtand — was es kniſterte, was es liſpelte, denn er dachte gerade daran. Und es wunderte ihn garnicht, daß das Blatt ſo menſchlich ſprach. Nur ein paar Worte: Sie mußten ſich ſehr lieb gehabt haben . . . Ich dachte an meine beiden Freunde und mich. Vor einigen Minuten ſagten wir uns, nein, ſchwiegen wir uns Adieu. Warum! Vielleicht, weil ſich Menſchen nicht verſtehen können. Weil die Realität (den Unerfahrenen und Blinden) alles banaliſiert. Weil man niemals ſeinem Wunſche nachgeben darf, wenn er erfüllbar iſt und nicht ganz abſurd.

Ha, ich bin ein Narr, der ſich durch Worte von etwas befreien will, das ſich nicht ſagen läßt. Nicht ſagen läßt!?

Das dürre Blatt liſpelte: Sie mußten ſich ſehr lieb gehabt haben...

Kein »warum« mehr! Es gibt keines.

Oh, wie arbeiten meine Schläfen! Ich finde keine Worte für etwas Wahrhaftes — für etwas Wahrhaftes. . .

J. T.

Ich weiß, daß ich dir ſo gefalle,
wie ich am Fenſter ſteh im Sonnenglanze:
und mir die blendendweißen Seidenſchleifen
vom gelblichſchimmernden, gewogten Hals
in nachläſſigem Wurf über
die breite Bruſt frei niederfallen.
Von einem blauen Rock umhüllt,
gar hart und ſtolz die Schultern ragen
und tragen einen Zeuskopf — mit
großen, dunkelbraunen Augen.
Mein Ausdruck iſt ſehr müde
und meine Lippen ſchmerzlich kußbereit.
Du glaubſt wohl, daß ich mich nach Küſſen
ſehne —
nach »ſüßer Glut« von Weibermund
und ſagſt mir oft, ich ſei zu delikat,
erfaſſe niemals die Gelegenheit . . .

Gott, denke nicht, daß ich wie dieſe Andern
nach deinem Weiberleibe brenne . . .
Er iſt ſehr ſchön, vielleicht, — doch nur ein
Frauenleib . . .

Du kennſt den Knaben mit den ſchwarzen
Locken,
oh, mit der ſchlanken, vollen Körperſchönheit,
der dich ſo ſchmachtend anzuſehen pflegt . . .
Den küſſe mir und ſag, ich grüße ihn . . .
den küſſe mir . . .

BEFREIUNGS-LINIE

— B. R. —

Einſam iſt noch niemals über ſich zu Rat geſeſſen. Bis heute noch nie. Wenn ihm manchmal der Gedanke kam, über ſich nachzudenken (es geſchah immer nach »frohen« Tagen des »Auslebens«, im Katzenjammer) ſtieß er ihn gewaltſam von ſich, aus Furcht, die Vernunft würde über ſeine Triebe ſiegen und er müßte den »Prinzipien« des »Bohemièn« untreu werden, oder ſeinem Leben ein raſches Ende machen.

Ein unverſtandenes Buch oder ein paar aufgeſchnappte Schlagworte brachten ihn in ganz jungen Jahren, wo man alles annimmt, was neu und bizarr iſt, auf dieſe Bahn, dieſe »falſche Bahn«, wie er jetzt, vielleicht noch rechtzeitig, erkannte.

Dies Ende begann ſo: Einmal empfand Einſam eine Öde in ſeiner Seele, die heftiger drückte und ſchmerzte, als das größte phyſiſche Weh ſchmerzen kann. Es war nach einer wilddurchpraßten Nacht und Einſam irrte, von irgend Unbekanntem gepeitſcht, durch die Straßen der Großſtadt. Er ſuchte ein Irgendwo für ſeine Befreiung. Dieſes Irgendwo mußte ein Nirgendwo ſein, ein Ort ohne Leben: »natürlich nur das Grab«. Als er an den Fluß kam und ſich über die Ufer-Barrière neigte, hörte er die Wellen,

die tief unter ihm im Nebel liefen, verführerisch flüstern: Wir sind Befreiung. —

Der Instinkt trieb ihn bis zum Fluß. Willenlos war er hingekommen. Doch vor dem Selbst-Tod-sich-geben erinnert man sich, daß man lebte. Wenigstens lebte. Und das bringt Reflexionen. Wer einmal knapp vor der Tat, der letzten Tat gestanden, weiß wie groß der Wille zum Dasein ist, so groß, daß ein Müder nicht die Kraft aufbringt, ihn zu überwinden. Und da muß von α begonnen werden. Mit der letzten, gespanntesten Energie. Denn: ein Weiter-Prassen wäre ein langsames Hinsterben. Und das ist feig, namenlos feige; das fühlt auch ein Müder. Also: das einzige wäre der Tod für den Pflichtlosen. Dazu fehlt die Kraft. Und auch: pflichtlos war er vielleicht gar nicht. Er konnte doch noch arbeiten: für sich und für die Welt. Das ist Pflicht. Er blieb. Für ein neues Leben braucht man Glauben und ein reines Herz und Freude am Leben. Dazu wählte er das Extremste: die Askese. Und an eine Arbeit mußte er sich binden. Ganz frei leben dürfen nur die Stärksten unter den Wilden. Sein Inneres mußte er von neuem bauen. Ein System: Er bezog den Satz Nietzsches auf das Individuum: diesen Satz: Kultur ist vor allem Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäußerungen (eines Volkes). Und er schuf sich den Weg zu einem harten Stil und zum starken Leben. Mit zwanzig Jahren.

UNTERGANG DER ARMEN

In Lebensahnung ſchwelgte jeder Samen
und ſeiner Blüte harrte jeder Baum;
ein Chaos war's, aus dem wir kamen,
was uns gemeinſam, war ein Zukunftstraum.

Schwer ward die Zeit und matt die Glieder,
wir wurden nach dem erſten Rauſche müd;
es duftete der Mai und intenſiv der Flieder,
wie ſpät im Frühling, wenn er bang verblüht.

Der Sommer kam. Die hitʒewelken Kräuter.
Da ſanken wir vor Blasphemie zuſamm,
dann ſchleppten wir uns nur mit Mühe weiter
und unſre Schatten waren Durſt und Gram.

Nach Waſſer brüllten wir in dieſer Qual der
Gluten,
nach einer Quelle, einem Schattenſtrauch . . .
Es wurde nichts. Ich ſah die Schar verbluten
und bin der Leʒte und verblute auch.

KASPAR HAUSER

Kaſpar Hauſer, warteſt auf ein Wunder,
das dich in die Weite ruft — — —
Morgen fällt der Wirklichkeiten Plunder,
du erſtehſt, entfliehſt der «Wahrheits»-Gruft.

Morgen löſen ſich vielleicht die alten Rätſel
und ein neuer Du wird dir bekannt — —
und das Heut entlockt ein Lächeln
im erſehnten fernen Land — —

Kaſpar, warte, warte, glaube.
Glaube an dein unſichtbares Diadem.
Glaube an das Bild der Taube,
an ein unſichtbares Diadem.

Jeʒt iſt's finſter. Morgen kommt die Sonne!
Fürchte Menſchen nicht, nicht Dunkelheit.
Morgen kommt die Sonne.
Die gleiche Zeit. Die ewig neue Ewigkeit . . .

NACHTS

Ich bin Einer, der gern allein in düſterem Dunkel
geht —
wo man den Weg ſich kann durch tiefe Schatten
bahnen
und in verlornen Gaslaternenſtrahlen Geister
ſehen muß
und in Gebüſchen hölliſche Ungeheuer ahnen.

Durch enge Gaſſen wandle ich allein, wo bös
und ſchön das Laſter ſich verbirgt,
in uralten Alleen unter dichten Sträuchern und
Bäumen,
wo Dirnen locken und Verbrecher lauern
und Liebespaare in Ekstaſe träumen.

In einer ſolchen Nacht leb ich in Wonne und
Abſcheu und Schmerz,
dreimal ein Leben der Verachtung, der Wolluſt,
des Böſen,
und leb es begeiſtert und fluche der Sonne —
wenn ſie heraufſchleicht, die herrlichen Schatten
zu löſen.

DAS RÄTSEL

Deine Frage verſteh ich
nicht; warte auf Antwort,
Narr!

Das war nach einer düſtern Nacht – im Morgengrauen,
man konnte ſchon die Dinge unterſcheiden:
ich ging den Pfad am Bache unter alten Weiden
und in die Ferne, nebelatmend, dehnten ſich die Auen.

Und Strahl um Strahl entquoll den namenloſen Weiten –
da war nach einer dunklen Nacht ein ernſtes Tagen,
ich ging den Weg, die Weite ſtellte mir die Fragen,
und Antwort kam aus tauſend-tauſend Möglichkeiten.

Es wurde langſam licht im Land, ich konnte tiefer
ſehen.
Und je mehr tief ich blickte, deſto größer wurde die
Verwirrung:
bald war mir jedes Blatt nur eine wage Irrung,
ich konnte jetzt die nächſte Nähe nicht verſtehen.

Ich blieb. Und meine Finger bohrt ich tief in ſchwarze
Erde
und an die kalten, harten Schollen legt ich meine
Wange ...
– Die Lerche ſtieg ins Blau mit ihrem Morgenſange –
Ich harrte ... harrte, daß mir Antwort ... Antwort
werde.

WIE ICH LACHE

Was mich leitet, ist Instinkt,
stoße mich an allen Ecken.
Die Vernunft, die führt mich nicht,
hab den Leib voll blauer Flecken.

Doch die Haut wird hart und gut,
unempfindlich gegen Schläge,
meine Zähne werden scharf.
Ich geh meine eignen Wege.

Meine Hörner stoß ich ab,
doch sie wachsen immer besser,
und die Nägel dienen mir
wie zehn scharfgeschliffne Messer.

Und so wart ich auf den Feind.
Herr, dem soll es schlecht ergehen! —
Niemand zeigt sich. Wohl aus Furcht. —
Oder werd ich übersehen? . . .

VOR DER TAT

Abſtraktes Denken brachte mich an die
extremſten Grenzen des Lebens . . .
dorthin wo eine Sekunde in die andere
übergeht ohne ſeeliſchen Kampf,
wo man gleichgültig ſteht vor den Felſen
der Rätſel
und ewig paſſiv iſt gegenüber den
Pulſen der phyſiſchen Kraft:
Ich bin tot wie ein Stein
und atme — nur durch Trägheit des Bluts;
ich fühl keinen Unterſchied mehr
zwiſchen Diesſeits und Jenſeits,
die Grenze zum Nirvana iſt überſchritten . . .
Ich leb nicht mehr — nur mein Herz
geht träg ſeinen Weg —
Wenn's plötzlich ſtillſtände,
ich würde es kaum merken —
ich — hinter den Grenzen des Lebens . . .

VANITAS

— O. F. —

Ich denke an die monderhellte
Nacht vor dem Zigeunerzelte ...
Das letztemal, da uns Jugend und Lieb'
Worte auf die Lippen trieb:
oh, wie wir liebten, wie wir haßten!
— Wir konnten lieben, wir durften hassen! —
Die Gegend rings war still, verlassen,
so gefiel es uns zu rasten ...
Wir sprachen. Beide. Ich und er,
mein Toter ...
Unweit von seinem jetzigen Grab,
nicht weit vom Fluß ...
Der Weg geht bergab
bis zum Entschluß ...
Momente bergauf.
Damals standen wir auf den Höhen,
hoch wie die Sterne.
Wir sagten ironisch: Vergehen ...
und dachten: Vorwärts gehen
in die Ferne ... Weite Ferne!

Ein so starkes Lied
haben die Wellen gesungen
und die Schollen:
Von Wille und Wollen ...

– einen Sang gesungen,
der löste Seelen und Zungen:
Wir sind und glauben.
Die Blinden, die Tauben
glauben
in Gott . . .

Verlorne und monderhellte
Nacht vor dem Zigeunerzelte!
Wir waren und glaubten,
wir glaubten
in Gott . . .

IM WINTER

Das Land ist weiß, die Straßen glatt.
Sie aber ziehn von Stadt zu Stadt,
verhöhnt von Bürgern und von Hunden,
von satten Hunden: Vagabunden.

Was kümmert sie denn Eis und Schnee
und Wind und Wetter tut nicht weh,
denn sie sind hart wie Straßensteine
und haben aus Eisen Herz und Beine.

Aj, Vagabunden, aj, von Geblüt,
wie man sie hierzulande sieht,
die tanzen, jauchzen in den Gassen,
verachten diese blöden Massen.

Verachten gar den Rat der Stadt,
der immer klug und nimmer-satt,
der sie verhöhnt mit seinen Hunden,
den braven Hunden:
Vagabunden!

ELEGIE

An eine Zigarette.

Einen tiefen Zug noch; und ein letztes Glühn,
bist dann ganz zu Asche, bist auch du dahin.

Weil mit dir der letzte Freund verschied,
weih ich dir ein Abschiedslied.

O, ein letzter Freund der langen Nacht,
die ich in Gedanken durchgewacht.

In Gedanken über ein verlornes Sein –
ohne Freude ... ohne Freudenschein.

Freund, auch du warst glücklicher als ich,
denn in höchster Glut verdarbst du dich;

ich hingegen gab mein glühndstes Blut
und muß weiterleben ohne Glut ...

Gott, dich hat man lieb, wenn man den Tod dir gibt,
doch mich tötet niemand, weil mich niemand liebt.

Willenlos bin ich des Lebens tiefer Knecht ...
Eine Hoffnung noch setz ich auf dein Geschlecht,

den ich liebe euch nur.
Und zum Dank
singt ihr mir vielleicht doch einst den Grabgesang.

WEINERLICHE MELODIE

Ja, das ist des Lebens Lauf,
mich fressen zum Schluß meine Läuse auf —
ich bin nur ein verlauster Hund,
ein verkommener Vagabund —

Unser guter Herr und Christ
war dreiunddreißig Jahre alt,
als er am Kreuz gestorben ist . . .
Nicht jeder wird wie Christus alt.

Und ich kenn manche Todesart,
grob und wild, und mild und zart . . .
nicht jeder wird wie Christus alt . . .
Viele Äste hat der Wald —

Und mancher stirbt sogar im Mist:
man sagt, daß so das Leben ist . . .
Ja, das ist des Lebens Lauf,
mich fressen zuletzt die Läuse auf.

CURRICULUM VITAE

(Wien 1907.)

Ich habe nichts als braune Augen
und mein verwirrtes langes Haar;
ich trage grobe, graue Kleider
im Sommer, Winter, Jahr um Jahr.

Besitze weder Hut noch Mantel,
und läßt der kalten Tage Lauf
vom Kahlenberg die Winde wehen,
dann stell ich mir den Kragen auf.

Ein blaues Hemd liegt mir am Leibe
und um den Hals ein schwarzes Band;
das hat die schöne Frau verloren,
der ich des Nachts einst nachgerannt.

Ich habe nichts als meine Fiedel
und eine Mutter, die mir flucht;
dann: ein paar zugelaufne Freunde —
ich hab im Leben nichts gesucht.

Nichts suchend, find ich meine Freuden
und ziehe in der Welt herum.
Die Zeit, die küßt mich, ich — die Dirnen —
und treibe Wolken-Studium.

SPIEGELBILD

Ohne Dach, mit leerem Magen
freu ich mich am Spiegelbild
der Laternen in den Pfützen,
einer Welt voll Licht und Tanz.

Und die Tropfen fall'n vom Himmel
immer dichter, immer ſchwerer,
und die Welt tief in der Erde
wird nur ſchöner, nur lebendger ...

Und wenn ich zum Fluſſe komme,
lehn ich mich übers Geländer –
ſchau, da unten ſind Geſpenſter,
eine Welt voll Licht und Tanz.

Und im Wettgeſang der Tropfen
vergeſſ ich an die irdſche Schwere;
unten tanzen leichte Strahlen
mit geſchwinden Waſſerwogen.

Nehmt mich auf in euern Reigen,
Himmelskinder, Lichtgeborne,
mich, der wilden Stürme Kind!
Nehmt mich auf in euern Reigen!

Und ſie tanzen wie die Geiſter
lautlos ihre nächtgen Tänze
und ſie rufen wie die Geiſter:
Komm zu uns, du Stürmekind! – –

WÄHREND DER FAHRT

So ſchau ich in die weiße Nacht,
die Welten und Licht geboren:
und ſehne mich nach Stolz und Macht . . .
Ich hab eine Welt verloren.

Die Funken fliegen am Fenſter vorbei
und glühen und glimmen und ſterben;
der Wind pfeift in meine Grübelei,
mein nahes, nächſtes Verderben:

Der Vagabund braucht Lebensmut
und Willen zum Rauſch, zum Fluge;
ich aber fühle müdes Blut
und Schmerz bei jedem Zuge,

bei jedem Zug aus Kelch und Leib,
und wenn ich bei Venus läge . . .
Daß ich dem Teufel die Seele verſchreib,
auch dazu bin ich zu träge . . .

ALLEIN

Trink deiner Schmerzen Kelch,
daß dir kein Tropfen bleibt;
ein eitler Sklave ist,
wer seine Schmerzen schreibt.

Und deine Liebe leb
verschwiegen und allein;
dann ist sie himmeltief
und wird unsterblich sein.

Verrat von deiner Lust
kein Sterbenswörtelein;
dann ist sie himmelgroß
und ewig rein und dein . . .

AUS HUNGER

Mein Bruder, Herr Satan,
pfeife und lach,
es ist dir prächtig gelungen:
die Seele lag zu lange brach,
das Fleisch ist von langem Hunger schwach;
mein Bruder, Herr Satan,
dein Ruf ist erklungen:
Der Mensch gibt gerne, gerne nach . . .
Pfeife und lach! —

Man hat sich in langer Askese
in den Begriffen verirrt:
ein Weibchen girrt:
Seele genese,
Wollust erlöse!
Ein Weibchen girrt?
Es wird nie zum Schafe
— Vernunft, du schlafe! —
der starke Hirt.
Wollust erlöse!
Seele genese . . .

WINTER-SONETT

In Froſt und Winter werden meine Tränen
zu Eiſesperlen und zu Schneekryſtallen
und in den Haaren, die mein Haupt umwallen,
da wühlt der Nordwind scharf in ſchrillen Tönen.

Könnt ich mich doch mit Gott verſöhnen!
Könnt ich der Mutter ſtill zu Füßen fallen — — —
So muß mein Vaterunſer ungehört verhallen.
Zu froſtgen Perlen werden meine Tränen.

Wen kümmern Menſchen denn von meiner Art . . .
Ich hab mich verlaufen mit tollen Hunden,
ich hab nicht Ziel, nicht Tod gefunden . . .

Ein Menſch, der blind und elend ward . . .
Wo iſt der Stolz des Vagabunden!?
Ich hab mich verlaufen mit tollen Hunden.

EINMAL NACHTS

Du ſchläfſt wohl ſchon, Beatrice!?
Wie kannſt Du ſchlafen,
wenn meine ſonnenhafte Zärtlichkeit
— wo kam ſie plötzlich her? — zu Dir
hinüberflattert — zu Dir.
Mein biſt Du, Beatrice,
und doch und doch iſt mir
ſo bang nach Dir — —
(Ich ſeh Dich, Beatrice
und jedes Wie zerſchellt am Wort.)
Du ſchläfſt,
ich weiß, daher die Bangigkeit.
Wache! Komm mir entgegen!
Wo treffen wir uns — wo!?
Wache! Am weißen Ort im
Föhrenwald — dort ſaßen wir —
Du kennſt den Weg . . . Wach auf!
Komm mir entgegen! — —
Du böſes Weib, Du haſt ein altes Herz
und ſchläfſt . . . Es iſt vorbei . . .
Schlaf ſüß —!

MEIN BLUT

Der Wahnſinn hat unſere Leiber zuſammen-
getrieben —
ich frage nicht nach deiner Seele.
Seelenverächter, verlachen wir das Lieben
der Seele.
Verlachen! Wir ſind vielleicht beide Menschen,
die leiden,
ich weiß nichts von dir, du nichts von mir.
Ächze das Lied: oh, ſcheiden, ſcheiden,
dann ſcheiden wir vom heilgen Tier . . .
Singe!
Nein, ſchweige!!
Die Nacht geht zur Neige,
an meinen Nerven reißt das Blut . . .
Sei brav, ſei gut
und gib dich noch einmal,
einmal, oh, einmal
mit Glut und Wut . . .

Die Nacht geht zur Neige,
der Wahnſinn bricht.
Noch einmal, nur einmal
verlöſch das Licht!

*
* *

Die Tage ſind ſchön und herrlich die Nächte,
daß man den Schneckenſchritt der Zeit nicht
fühlt.
Oh, daß man das Denken verlernen möchte,
die Endlichkeit, die blöd im Hirne wühlt — —

Komm her, mein Kind
und gib mir das Vergeſſen.
Sei wild, ſei heiß wie Wüſtenwind.
Sei heiß! Und hab ich dich beſeſſen,
dann töt mich, töte mich, mein Kind . . .

* * *

Einmal im Sein
und eine Nacht
warſt du mein.
Ich hab dich erdacht . . .
Jetzt ſuche mich
im Wein!
Nur dort bin ich zu finden
für dich — —
Suche mich!
Du wirſt mich ergründen
im Wein . . .
Ich hab dich erdacht

einmal im Sein
für alle Zeiten — —
Laß dich geleiten
in Ewigkeiten — —
Und das — für eine Nacht...
So hab ich dich erdacht,
vollbracht . . .

KRÖNUNG

Ich bin in's Heimische sterben gekommen:
man stirbt, wenn man nicht Glauben fühlt,
wenn das Feuer des Menschenherzen verglommen,
wenn man eisig mit Gedanken spielt.

Man stirbt so leicht; man stirbt den Toten
oder den Sterbenden zulieb —
Der Doktor hat uns das Leben verboten
und du, Freund Satan, du vergib . . .

Wenn wir zusammen leben könnten!
Doch sterben!? Mit dir sterb ich nicht . . . —?
Der Pfaff kommt mit den Sakramenten,
man betet, . . . dann . . . erlischt das Licht.

Camilla Körner, heut noch bei den Toten —
da stört uns niemand. Niemand mehr . . .
Man hat uns in Stolz zu leben verboten,
das Sterben schreckt uns nimmermehr . . .

DIE UTOPIE DES HEROSTRAT
TRAGÖDIE EINER FRÜHLINGSNACHT

IN EINEM AKT.

Mein Schiff ist stark,
es leidet keinen Schaden . . .

Richard Wagner.

DEM ANDENKEN MEINER
VIER TEUERN UTOPISTEN

(Den Bühnen gegenüber als Manufkript gedruckt.)

PERSONEN

Camillo Dambra
Ruben Seethal
Doktor Hosdowski
Arnold Mahlberg
Otto Träger
Peter Sturmewill, der Meifter
Hanna
Frau Lang

Diefe Tragödie ereignet fich im April des Jahres 1908 in Wien.

Ein geräumiges Zimmer. Im Hintergrund zwei Fenſter, durch die man die höchſten Wipfel ſich entfaltender Kaſtanienbäume ſieht; rechts der Eingang, links eine mit dunkelroten, alten Vorhängen verhängte Türe. Davor ſteht ein Schreibtiſch, dicht mit Papieren und Büchern überhäuft; darüber, zwiſchen den Vorhängen, eine Kopie des David Michelangelos auf ſchwarzem Sockel. — Zwei Betten, eine Ottomane, ein Kaſten, ein Piano und zwei Reiſekörbe. An den Wänden (gelblichgraue Tapeten) ein- und uneingerahmte Kopien antiker und moderner Meiſter; kleine und große Bildniſſe von Künſtlern aller Art, ſtil- und ordnungslos. Inmitten des Zimmers ein großer, ovaler Tiſch.

Es dämmert. Eine weiche, ſentimentale Frühlingsdämmerung. Die Fenſter ſind geöffnet.

*

Wenn der Vorhang aufgeht, ſitzt Mahlberg am Schreibtiſch, in ein Buch vertieft. Seethal tritt ein.

Seethal

Ein zwanzigjähriger hübscher, schlanker Junge, mittelgroß, mit leuchtenden Augen und dichten dunkelblonden Locken.

Guten Abend, Mahlberg! Wirft Hut, Stock und Mantel aufs Bett. Was arbeiten Sie?! Immer noch an Platon! Werfen Sie die Scharteke endlich in die Ecke! Genießen Sie den Frühling mit uns! Leben, sage ich Ihnen. Sehen und hören und mitempfinden. Das sagen Sie übrigens auch manchmal. Doch bei Ihnen bleiben 's Worte.

Mahlberg

Ein kleiner, buckliger junger Mensch mit schwarzen Strähnen gewellten Haares um die schneeweißen, hohen Schläfen. Zweiundzwanzig Jahre alt. Bleiches, versonnenes Antlitz.

Wo wart Ihr denn heute? Die Sonne begrüßen, ich weiß. Aber wo?

Seethal

In Neuwaldegg. Es war schön. Hosda hat an seine Prophetenwürde vergessen in so viel Licht und Duft. Dambra war toll wie ein junger Spatz und Hanna war wieder einmal wie ein Kind. Und ich war lange nicht mehr so glücklich. Und bin's noch!

Mahlberg lächelnd

Warten wir eine Stunde, ob Sie dann auch noch so reden werden.

Seethal

Gewiß und lange. Es war schön und wir wollen es uns noch schöner machen. Ich werde noch glücklicher sein.

Mahlberg

Ich kenne eine Glückseligkeit, die sich nicht steigern läßt. Und die ist von der Sehnsucht erzeugt.

Seethal

Und wenn man seiner Sehnsucht nachgeht, dann . . .

Mahlberg

Dann ist man immer enttäuscht. Wenn nicht enttäuscht, dann nur für einen Moment befriedigt. Man will wieder weiter und mehr, mehr. Gespannt muß man sein wie eine Bogensaite — dann ist man glücklich. Sehnsucht und Phantome. Träume. So geht's mir und auch Ihnen.

Seethal

Und ich will einen Pfeil von der gespannten Saite abschießen. Vielleicht findet er sein Ziel in der Wirklichkeit. Hören Sie! Wir gehen nach Italien . . .

Mahlberg

Wer?

Seethal

Ich und Hanna.

Mahlberg

Sie und Hanna?! Hanna . . . ? Ist das nicht die Tochter des Bankiers? Das Bourgeoisfräulein. Mit der wollen Sie durchgehen?

Seethal

Durchgehen? Gut. Ich will und werde.

Mahlberg

Wann?

Seethal

Heute. Wir feiern hier unſer Abſchiedsgelage. Sie tun doch mit, Mahlberg! Um ein Uhr nachts geht unser Zug. Wir haben uns jetzt um die Fahrſcheine aufgehalten. Gibt ihm die Scheine.

Mahlberg

Florenz! Traurig. Ich wollt, ich hätte Ihre Natur. Manchmal verlangt's einen ſo nach dem Leben. Die Utopie wird zu groß und zu weit. Man möchte etwas Engeres haben, aber haben möchte man's. Doch ich kann nicht. Sehen Sie mich an. Ich bin nicht für die reale Welt geſchaffen. Ich und der Blinde. Uns muß die Utopie genügen. Ihr kommt nur immer, ihr Anderen, wenn euch die Realität überſättigt hat. Sie werden jetzt gehen und wiederkommen. Das Weib wird Ihnen zuwider werden und die Menſchen da unten, Sie werden müde und wiederkommen. Es war ſchon ſo.

Seethal

Ja. Aber jetzt werd ich neue Lebenskraft haben. Und arbeiten muß ich. Florenz! Der Arno und die Apeninen. Italien! Und die Kunſtwerke. Und mein Weib, mein ſtarkes Weib, meine Liebe wird mir immer neue Energie geben. Sie werden ſehen.

Mahlberg

Sei's wie es sei. Sie werden gehn und ich kann nicht. Sie werden Neues sehen und erleben. Und ich darf nicht. In meine Bücher werde ich mich vergraben und denken und schreiben und lernen und blutlos philosophieren und ersticken . . .

Seethal

Machen Sie mich nicht traurig. Freuen Sie sich doch mit mir. Auch für Sie soll es anders werden. Wir gehen unserem Ideal entgegen. Ich plane unten eine Kolonie. Ihre Sehnsucht. Darüber sprechen wir noch heute nachts. Alle. Hosdowski kommt und Dambra und Träger, natürlich Hanna. Wir wollen wild sein und lustig, nicht ernst und melancholisch. Heut will ich euch alle mitreißen! Es klopft. Herein!

Frau Lang

Die Quartiersfrau, ein hageres, großes Weib mit sorgenschweren Zügen. Sieht aus wie Frau Sorge selbst. Ein süßes Lächeln um die Lippen.

Guten Abend, Herr Seethal; guten Abend, Herr Mahlberg! Noch keine Lampe angezündet!? Ja, es plaudert sich besser im Dunkeln. Wir machten es auch immer so, wenn es anfing zu dämmern...

Seethal unmutig.

Ja.

Frau Lang

Ich wollte nur die Betten zurecht machen. Darf ich Licht machen? Nur für einen Moment.

Seethal

Das dürfen Sie. Aber die Betten bleiben heute zu. Wir gehen nicht schlafen. Nein, wir bekommen Gäste für heute nacht. – Dann . . . muß ich noch mit Ihnen sprechen, Frau Lang. Ich fahre heute fort.

Frau Lang

Herr Seethal fahren fort? . . . O, wie schade! Hoffentlich nicht auf lange. Und so plötzlich!

Mahlberg

Sitzt versonnen da, abwesend.

Schade . . . Schade . . .

Seethal

Auf immer vielleicht. Die Lang hat indeß Licht gemacht. Stellt eine kleine Lampe vom Schreibtisch auf den Tisch. O, nicht das Studierlämpchen! Heute wollen wir viel Licht haben. Alle unsere Bilder sollen mit uns feiern und unsern Abschied sehen. Die Hängelampe! Das Lämpchen stellen Sie vielleicht aufs Piano. Pause. Frau Lang, wollen Sie uns nicht Wein und Eßwaren besorgen. Ich möchte selbst gehen, doch ich muß noch packen. Gibt ihr Geld. Recht viel und guten Wein! Und, bitte, bald. Um neun kommt die Bande.

Frau Lang

Macht sich am Piano zu schaffen.

Ja, Herr Seethal. Ich will nur hier die Bücher in Ordnung bringen. Damit man nicht . . .

Seethal

Ach, lassen Sie alles. Das hat ja morgen Zeit. – Ich will dann noch zu Ihnen hinauskommen, wir müssen . . .

Frau Lang

Hat keine Eile, Herr Seethal. Geht ab.

Pause.

Seethal

Öffnet den Kasten, nimmt einen Reisekorb und beginnt zu packen.

Nach Italien!

Mahlberg sieht zu

Nehmen Sie Bücher mit?

Seethal

Nichts. Das was da ist – liegt hinter mir. Es beginnt ein neues Leben. Diese Nacht bildet die Scheidewand. Die alten Bücher würden mich vielleicht an alte Tage erinnern. Und man muß doch weiterschreiten und nicht zurückschauen. Ich will jetzt etwas arbeiten. Noli me tangere. Was geschehen ist – war eine gute Schule. Durchschwärmte Nächte und verschlafene Tage führen zu nichts. Jetzt nenne ich was anderes Leben. Arbeiten, arbeiten! Schon um meines Weibes willen!

Mahlberg

Wie lange werden Sie so reden. Vielleicht bis morgen früh. Bis zur italienischen Grenze. Wie oft haben Sie schon ein Leben begonnen!?

Seethal

Es ist unmöglich aus spröder Erde einen brauchbaren Topf zu formen. Wohl. Doch wenn es Lehm ist, Töpferlehm, der dazu gegeben ist, verunreinigt durch Erde, Sand und Asche, dann ist das Werk schwer und mühsam – aber möglich. Und man darf sich nicht spröde Erde nennen, wenn man den Willen hat, einen brauchbaren Topf aus sich zu machen. – Ein anderes Gleichnis! Es ist schwer, aus einem verpatzten Marmor — und an mir haben viele herumgepatzt: die Mutter, die Gesellschaft und nicht in letzter Linie ich selbst — ein wirkliches Kunstwerk zu schaffen. Und doch entstand auf diese Weise eines der größten. Allerdings: ein Meister mußte kommen, um aus einem unförmigen antiken Werk — er weist auf David — einen David zu meißeln. Wer soll der Meister sein, wenn ich der Marmor bin? Ich hole ihn aus mir selbst heraus und stelle ihn über mich: meinen harten Willen, eine eiserne Energie, eine Schaffenslust, die keine Schranken kennt. Ich weiß, alles dies lebt in mir. Es *konnte* mich nicht leiten, weil ich nicht *wollte*, daß es mich leite. — Bis jetzt sagte ich mit euch, es gibt keine Ufer und bin im Sande gestrandet. Nun sage ich: Es gibt Ufer und du mußt sie erreichen. Hinaus, mein Schifflein!

Mahlberg

Eine glückliche Fahrt! Seethal ich erkenne Sie nicht. So viel Selbstbewußtsein kann einem ein Weib

geben. Ein einziges Weib, das liebt. Ob sie geliebt wird, weiß ich nicht. Ich glaube kaum. Denn . . .

Seethal

Liebe? Vielleicht. Ich kann's nicht sagen. Das weiß man erst, wenn man unglücklich verliebt ist. Aber Dankbarkeit empfinde ich zu ihr, tiefe Dankbarkeit. Sie ist ein Weib, das etwas geben kann. Und sie gab mir – mich. – Pause.

Mahlberg

Sie sprachen vorhin von der Verwirklichung unserer Kolonie. Was haben Sie vor?

Seethal

Ja, ich will sie verwirklichen. Ihr sollt alle zufrieden sein. Aber jetzt noch nicht. Ein Weilchen später. Das alles, was ich Ihnen sagte, muß mir erst in Fleisch und Blut übergehen. Ich muß mich selbst prüfen. Und dann erst kann ich euch aus dem Sumpfe zu mir heraufnehmen. Es ist noch nichts verloren. Wenn ich unter euch bliebe, könntet Ihr mich wieder von meinen Wegen zerren. Und ich will viel: Euch Leben geben. Ein Weilchen Zeit!

Mahlberg

Auch wenn's nicht so kommen sollte, wie Sie es planen. Ich wollte – wie Sie – fortwährend im Rausche der Begeisterung leben. Sie begeistern sich für die entgegengesetzten Ideen und verleihen ihnen feurige Worte. Und nie kommt die Ernüchterung. Manchmal trennt nur eine Nacht zwei Tage abge-

ſchloſſener Geiſteswelten. Bald preiſen Sie die Schönheit der Bordelle und des Laſters und dann wieder die primitive Natur und verwerfen die Raffiniertheit des Geſchlechtes. Und immer glauben Sie ſich ſelbſt. Bald preiſen Sie den Rauſch in der Menge und wieder die Einſamkeit des Einzigen. Immer leben Sie den Augenblick. Ich wollte, ich könnte es. – Ich bin halb Hosdowski – halb Sie. Kein ganzer Menſch. Hosda ſchätzt die nützliche Arbeit und tut das Unangenehmſte, wenn es Nutzen bringt. Und Sie leben und nützen nichts. Und ich will beides – kann nichts, weil es ſich nicht vereinigen läßt. Rauſch! Die nüchternſten Augenblicke Ihres Lebens ſind wohl Ihre Träume im Schlaf.

Seethal

Ich glaube Sie haben recht. Und juſt das – will ich nicht. Einen Weg muß man ſich wählen, mit ſich kämpfen, ſich ſelbſt überwinden und unbeirrt auf ſein Ziel losgehen. Wenn man's erreicht hat, ein anderes Ziel ſetzen, ein neues Ziel.

Mahlberg

Das ſagt ja Hosdowski, den Sie ſo verachten, der Philiſter — und nicht Sie.

Seethal

Ich habe ihn verachtet. Doch iſt nicht alles philiſtrös, was man tut, wenn man weiß, warum man es tut. Und bewußte Arbeit iſt nicht Streberei. Ihr verſteht Hosda nicht, oder wollt Ihr ihn nicht verſtehen.

Frau Lang kommt zurück, mit Flaschen und Paketen.
Mit ihr tritt Dambra ein.

Dambra

Groß, schwarz, mit weichen Sammetaugen, Zwicker auf der schönen Stumpfnase und mit tiefem, ironischem Zug um die Lippen. Er macht den Eindruck eines starken und gesunden Menschen. Weiche, biegsame Stimme.

Der Utopist ist zu Hause. Guten Abend, Platoniker! Sie sieht man überhaupt nicht. Wenn Seethal nicht von Zeit zu Zeit von Ihrer Utopie erzählt hätte, würde ich angenommen haben, Sie seien unter irgend eine dicke Metaphysika geraten und können nicht heraus.

Mahlberg

Immer der alte Ironiker!

Dambra

Und die Marionette. Ja, uns beiden ließ das Leben nichts als Ironie. Uns beiden und dem Blinden. Sie müssen Utopist sein aus Resignation, aus Ironie und er auch. Handlos geborne Maler! Wandervögel ohne Flügel! Und ich — die Marionette. Man leidet leichter, wenn man die Marionette spielt. Ich pfeife und spucke; und alle glauben, das bin ich.

Frau Lang und Seethal haben Tisch gedeckt, die Flaschen vorbereitet; alles sehr primitiv. Seethal hat Dambra stumm begrüßt und folgt Frau Lang, die sich verneigt, hinaus.

Seethal

Moment!

Dambra

Wir verzeihen Dir deine Abweſenheit, anſtändig gewordener Menſch. Seethal ab. Seit einigen Tagen geht eine Wandlung in ihm vor

Mahlberg

Seit einigen Tagen?

Dambra

Ja!?

Mahlberg

Dann ſind ſeine Pläne ernſter zu nehmen. Denn von Stimmungen, die Tage bei ihm andauerten, war früher nie bei ihm zu reden.

Dambra

Haben Sie ſeine Pläne gehört? Pathetiſch. Vom neuen, harten Leben.

Mahlberg

Erſt heute. Früher, das heißt ſeit einigen Tagen, haben wir zuſammen nicht diskutiert. Ich arbeitete fleißig an meinem „Platon's Staat" und er kam immer nur zur Nacht heim und da ſehr ſpät. Ich dachte, er lebe ſich aus, wie Ihr das Lungern und Saufen und Praſſen nennet und ſchreibe ſeine dekadenten Lieder.

Dambra

Nein, nein. Hosdowski hat ihn in der Arbeit gehabt: Auch Dichter müſſen ſyſtematiſch arbeiten, um Karriere zu machen. Hosda verwechſelt alles

mit dem Ministerportefeuille. Und dieser Doktor nennt sich Anarchist! Auch das Weib hat auf ihn Eindruck gemacht, diese Hanna. Jetzt wird er vor uns nach Italien fliehen. Und mir bleibt die Sehnsucht nach ihm . . . Mein Gott, das ist das Geschick der Feigen: sie sterben vor Sehnsucht und das ist ihr Leben.

Mahlberg

O, lassen Sie ihn seine eigenen Wege gehn!

Dambra

Ja, Sie haben leicht reden. Sie werden mit ihren philosophischen Traktaten auch ohne ihn fertig. Aber ich kann doch nicht ewig in meinen Bildern die Weiber verspotten – diese Karikaturen unter Gottes Kreaturen. Ich will etwas Positives schaffen. Wenigstens sein Bildnis. Und dazu brauche ich eben ihn und . . . Herrgott! Jetzt geht er mir mit einem Weibe nach Italien durch. Energisch. Ich geh mit!

Mahlberg

Nein, das dürfen Sie nicht . . . das dürfen Sie nicht . . .

Seethal kehrt zurück. Mit ihm kommen Doktor Hosdowski, Träger und Hanna.

Hosdowski

Ein junger Doktor; mittelgroß, breitschultrig, mit blonden, lichternden, kurzen Haaren und sehr weißen Händen. Slavischer Typus. Ernst und gut; zurückhaltend.

Guten Tag! Also: Fräulein, das ist unser Philosoph.

Hanna

Achtzehn. Schön: schlank mit blassem Gesicht und schwarzer, glatter Cléo-Frisur, die ihr Antlitz noch schmäler erscheinen läßt. Elegant. Ist sehr erregt.

Ich habe viel von Ihnen erzählen gehört, Herr Mahlberg. Reicht Mahlberg die Hand; er verneigt sich hölzern. Dambra sagt leise: »Wundertier« und geht auf Träger zu.

Dambra

Servus, melancholischer Anatom! Quellen Deiner Kollegin Ida Aronovna noch immer zehn große Tränen aus jedem Auge auf einmal hervor, wenn sie von einer Freundin beleidigt wird und Dir ihr Leid klagt. Imitiert Trägers Sprechweise. Armes, kleines Mädel!

Träger

Großer, sehr starker, etwas gebückter Mensch. In grauem Wetterkragen und schwarzem, breitem Hut. Ausdrucksvoller Kopf. Trägt eine Brille auf seiner mächtigen aristokratischen Nase. Angenehme Baßstimme.

Bösewicht! Wirft Hut und Mantel aufs Piano und streckt sich auf der Ottomane aus.

Hanna hat mit Hilfe Hosdowskis abgelegt. Seethal entkorkt eine Flasche und schenkt ein.

Hanna

Mein erster Schritt in die Freiheit. Nehmt mich auf!

Hosdowski

Willkommen!

Dambra

Hosda . . . Herr Doktor Hosdowski spricht für sich!

Seethal halb scherzend

Und Du schweigst! Nimm Deinen Kelch und trink!

Mahlberg

Der Meister fehlt.

Hosdowski

Er kommt. Ich habe ihn verständigt. Jedoch später. Dem ist das Leben unter euch zu wenig dekadent, wenn Ihr nüchtern seid. Er hat gerne ein Hospital um sich und fiebernde Menschen. Trinket nur!

Seethal

Ja, trinkt! Hanna feiert den Eintritt in's Leben und wir beide vereint den Abschied aus dem Hospital . . .

improvisiert

Im weißen Kelch der Purpurwein,
drin glänzen tausend Sonnen.
O, trink dem Gutengott zu Trotz,
der so viel Leid ersonnen.

Trink tief und voll, trink tief und wild,
daß Wangen glühn und Lippen;
lebst Ewigkeiten im Moment,
es leben nie, die nippen . . .

Auf's Wohl Euch, Hanna!

Hosdowski

Dein, Euer neues Leben lebe!

Hanna und Hosdowski, Seethal haben am Tisch Platz genommen. Dambra lümmelt am Piano und Träger liegt auf der Ottomane. Mahlberg tritt jetzt an den Tisch.

Mahlberg

Ich kann die Utopie leben lassen, meine und des Blinden Utopia. Das übrige ist mir Schatten. Nur wer hoch über der Welt, in klaren, wolkenlosen Höhen segelt, dessen Schatten geht im Weltall verloren: der Utopist ist schattenlos. Erhebt das Glas. Der Blinde und die Utopie!

Träger

Verzieht das Gesicht als ob er lachen wollte.

Der Blinde und die Utopie... Aber wer einmal gesehen, der kann sich an die Utopie nicht gewöhnen. Lacht wie wahnwitzig. Kohlen-, Koks-, Brennholz- und Bundholz- internationales Versand-Bureau Nathan Hirsch --

Fräulein Hanna, da war ein Mädchen, das hatte ich wie mein Leben lieb ...... Und sie küßte mich ... und sie wußte mir so schöne Dinge zu erzählen ... Alles klang wie Schwur von ihren Lippen, ... lauter Schwüre, die sie niemals schwor ... Da kam Nathan Hirsch, Kohlen und Koks, Brennholz und Bundholz ... und der ist reich, sehr reich ... Trinkt. Und die beiden haben heute Hochzeit gehabt. Jetzt laufe ich durch die Gassen: — Pathos vom Herzen,

es tönt Trauer um ein verlornes Leben aus diesen banalen Worten — Nathan Hirsch, Kohlen-, Koks-, Brennholz- und Bundholz-internationales Versand-Bureau — Nathan Hirsch ... Das ist die ganze Tragödie ... Voll Haß, sich selbst ironisierend. Nathan Hirsch könnte mich als lebende Reklame engagieren. — Auf wessen Wohl soll ich trinken!?

Dambra

Stoß mit mir an! Es lebe die Sintflut! Mit uns die Sintflut! Träger, Mahlberg, die Natur, die Gesellschaft hat uns um alles betrogen. Wir wollen uns rächen! Uns blieb die Rache. Alles verderben, alles vernichten ...

Der Meister tritt ein. Alle begrüßen ihn stumm. Er geht still zur Ottomane und nimmt neben Träger, der den wirren Kopf tief in die Kissen gedrückt hat, Platz. Dambra läßt sich nicht stören, er schreit und tobt beinahe.

Dambra

Wir sind vom Keim auf Lebensverneiner. Wir müssen es sein: Aus Neid, weil es auch Lebensbejaher gibt. Aus Lust am Zerstören ... Ironiker! Und ich beginne beim Radix, weil ich ein - weiter in Hosdowskis Ton - radikaler Philosoph bin. Es war einmal eine Generation, die sagte: après nous le déluge! Ich aber sage: Mit uns die Sintflut! Die Menschen schauen alle nachlässig, versonnen drein; rauchen und trinken; nur Hosdowski hat den Sprechenden fest im Auge und bemerkt — muß bemerkt haben — wie dieser während seiner Rede ein Fläschchen in seinen Kelch entleert. Seethal, du mußt unser bleiben! Hier — bitte —

trink aus meinem Glas! Auf neue Freundschaft!

Seethal nimmt lächelnd das Glas, Hosdowski reißt es ihm zornig aus der Hand und schleudert's gen die Erde, daß es in Splitter zerschellt. Dambra verbeißt sichtlich seinen Zorn.

Hosdowski

Er wird nicht trinken! Niemand versteht. Bewegung. Hosdowski beherrscht sich und setzt sich scheinbar beruhigt nieder.

Pause.

Dambra in höchster Erregung.

Mit uns die Sintflut! Gleich soll alles zugrunde gehen. Erzwungen langsam. Böse Beispiele gebären gute Sitten. Die Lebensverneiner sind die größten Lebensförderer. Das beruht auf dem Gesetze von Aktion und Reaktion. Ich weiß, daß nach der tobenden Après-nous-Generation eine lebensbejahende kommt. Und das will ich nicht: es darf nach mir niemand mehr glücklich sein. Deshalb will ich: Mit mir die Sintflut! Sinkt schlaff und ermattet auf seinen Stuhl zurück.

Der Meister

Klein, schwach; mit einem wunderschönen, von grauen Bart und grauen Locken umrahmten Dichterkopf. Große, blaue Augen und müde, durchgeistigte Züge. Jetzt wird ihm von Hanna stumm ein Kelch gereicht. Er sieht sie lange an.

Das also ist deine Erlöserin, Ruben. Ich wollte, sie wäre das erste Weib, das du liebst. Denn einmal im Leben liebt man nur; das übrige sind Reminiszenzen der ersten Liebe.

Hanna aufjauchzend

Ruben!

Seethal stilltraurig, — versunken

Hanna?!

Der Meister

Dambra, Erlöser, bist Du auch stark genug die Sintflut zu bringen!? Ich fühle nicht so viel Kraft in mir, die ewige Spirale des Lebens der Menschheit zu verneinen. Und Du willst der letzte Verneiner sein. Nein. Du bist zu schwach, Dein Unglück ist zu schwach, ihr alle seid schwach und das Leben an sich hat zu viel Kraft. Sonst wäre die endlose Transformation des Lebens und seiner Kultur längst beendet. Transformation sage ich, Evolution gibt es keine in der Kultur des Lebens. Die wäre nur dann möglich, wenn die Konsequenz des Einzelnen auf die Geschichte übertragbar wäre — sinnt — und auch dann nicht. Denn Konsequenz führt zur Verflachung und Langweile. Auch Konsequenz des Lebens. O, den Ahasveros! Ein Vorwärts gibt es nicht . . . Formen, Formen, Formen und kein Ende. Kein Weg zur Freiheit, nur Deiner, Dambra. Lacht. Es lebe die Sintflut, Erlöser!

Mahlberg

Spricht still, schwärmerisch, mehr zu sich selbst.

Ich kenne einen Weg. Und wäre es ein Rückweg, ein Vorwärts liegt darin. Langsam. Zu Dichtern müssen die Menschen werden und eine heilige Utopie wird

ſie durchdringen, beſeelen ... Wenn ſie den Traum als einziges Sein begriffen haben, dann iſt die Frage des Lebens Aller gelöſt. Von der Kultur müſſen wir zu primitiven Menſchen mit unbefleckten Seelen zurückkehren ... Die utopiſtiſche Menſchheit! Und das Urgute lebt in uns, denn es iſt das Göttliche, das Ewige.

Träger

Der während der ganzen Zeit wie tot dagelegen iſt, ſteht bei den letzten Worten Mahlbergs wie im Traum auf, nimmt ſein Glas.

Ich hab doch jemand hochleben zu laſſen . . . Meine Mutter! Ohne das Glas mit den Lippen zu berühren, ſtellt er es wieder auf den Tiſch. Geht zum Piano. Ich will euch ein Märchen von einer Mutter erzählen. Es klingt in meiner Seele wie Klang aus der Kindheit herüber. Damals hat man mir erzählt . . .

Dambra macht ihm am Piano Platz und ſtellt ſich vor den David Michelangelos, Träger beginnt, ſo in der Sprache, wie in den Tönen aus dem Traum zu improviſieren.

Träger

Tief im Walde fand einmal ein Jüngling eine Frau. Die war ſchön und er verliebte ſich in ſie. Doch ſie wollte ihn nicht, denn ſie hatte kein Herz im Leibe und war Eine aus Oberons Gefolge. Und er erzählte ihr viel vom Herzen, wo die Liebe darin wohne. Da wollte ſie wiſſen, wie das kleine Ding ausſehe, das die Menſchenfrauen in der Bruſt haben. Sie verſprach ihm Wolluſt und mehr als Wolluſt: Liebe – für ein Frauenherz. Dem erſten Weibe, das ihm in den Weg kommt, wenn er von ihr fortgeht, mußte

er es aus dem Busen reißen. Und sie war grausam und ihre Zauberei schickte ihm seine Mutter in die Arme. Ihn aber hatte die Liebe toll gemacht und er riß der Mutter das Herz aus der Brust. Und als er voll höchster Hoffnung auf Liebe zur Fee zurücklief, fiel er knapp vor dem Ziel über eine Wurzel und das Herz kollerte ihm aus der Hand . . . Und es fragte mit dem letzten Lebensschlag: Hast du dir weh getan . . . Die Fee erkannte ein Menschenherz, . . . der Jüngling seine Sünde . . . Sünde . . .

Pause.

Dambra

Steht wie aus Stein vor dem David, bricht die atemlose Stille.

Meister, wenn man genug Kraft fühlt – eine Welt, seine Welt – zu vernichten . . .

Der Meister

Aus seiner tiefen Dämmerung.

Dann verdirbt man sie . . .

Dambra

Hört Ihr's! – – Fräulein Hanna, dann verdirbt man sie! Träger! Zerrt ihn an den Haaren. Dann verdirbt man sie!

Träger

Schaut ihn mit großen Augen an.

Ein Böser bin ich nicht; und . . . dem Getriebe der Guten steh ich fremd gegenüber . . . – Gott,

meine Träume! Sie ſind endlos wie der Himmel und geheimnisvoll wie das Fatum. — Hört! Morden will ich mich! Andere tun's aus Abſcheu vor dem Leben; ich will's aus Neid zu denen, die leben können und aus Ehrfurcht vor der Majeſtät des Lebens . . .

Der Meiſter

So ſeh ich euch gerne. Der Frühling hat euch alle zu Rebellen gemacht!

Dambra

Ja, ich bin ein Rebell!
Einer? nein, tauſend leben in mir!
Tauſend Triebe leben in mir
und bäumen ſich wie wilde Pferde
und bäumen ſich und lehnen ſich auf
gegen die Schranken, die man mir ſetzt —
im Leben durch Macht und durch Geſetz;
und ich werd gejagt und gepeitſcht und gehetzt
zu tollem Lauf, zu tollem Lebenslauf,
denn ſie wollen, daß ich ein Freier werde.

Leben will mein Schmerz, mein Trotz und meine Luſt,
und mein Stolz, meine Liebe und mein Geſchlecht:
und ich bin mir deſſen vollbewußt,
ſie dürfen leben, es iſt ihr Recht.
Ich will die Schranken niederrennen!
Gebt freie Bahn! Mir und meinen Rebellen,

ſonſt muß ich euch ſchlagen und morden und brennen,
ja, brennen, daß eure Leiber das Dunkel erhellen,
das Dunkel, das mir die Sonne verhüllt,
um euretwillen – die Sonne des Lebens. –
Ich will leben. Leben frei und ſtolz und wild.
Ich will! Und ihr hindert mich vergebens!
Gebt freie Bahn! Sonſt muß ich mir ſie ſchaffen –
und dann – weh euch! – ihr alten und ihr neuen
Pfaffen,
weh euch, vor den Trieben, die frei ſein wollen,
weh euch! vor den Rebellen . . . —

Meiſter Peter, haſt Du das einmal geſungen?! Du!

Der Meiſter

Einmal . . .

Dambra, Erlöſung in den Blicken, geht zum David zurück.

Seethal leiſe

Hanna, ich habe von Euch kein Mutterherz verlangt. Ich habe von Euch gar nichts gewollt, Hanna!

Hanna wie berauſcht, lacht

Du haſt mich lieb, Ruben, haſt mich lieb . . . Trinkt. Ich bin ſo glücklich . . . !

Hosdowski weich

Ruben, Du haſt nichts verlangt und ſie hat Dir alles zu Füßen gelegt. Du mußt glücklich werden! Ihn ſcharf ins Auge faſſend. Du biſt glücklich!

Seethal wendet sich von ihm ab

Meister, Du hast tote Schatten in meiner Seele geweckt . . . Božena . . . Meister, nur einmal im Leben kann der Mensch lieben; das übrige sind Reminiszenzen der ersten Liebe . . . Die war . . . Ich will Luft haben! Frische Nachtluft! Geht zum geöffneten Fenster; leise in die Nacht: Boža . . .

Hanna

Ganz betäubt, versteht nichts, lacht berauscht, ein Weingekicher.

Ich möchte singen . . . das Lied vom Wassergeist. Ruben, Meister, gelt, Ihr seid glücklich! Es soll jetzt alles anders werden unten in Italien! Dambra zuckt zusammen. Ich kenn ein schönes Lied . . . Hört . . . Das atmet lauter Glück . . . Alles atmet Glück! Lacht ein tolles Lachen. Ruben, Du mußt auch lachen . . . Du mein Wassergeist! Tänzelnd ans Piano; singt:

— Du, du, Geliebtes, hast die Schuld darein,
hast mich berauscht mit glühend rotem Wein. —

Die Pappeln — sie rauschen, die Ebne schweigt,
es hat auf den See sich der Abend geneigt . . .

— Du, du, Geliebtes, bleibst du ewig mein?
Ich hab dich lieb! Wer hat die Schuld darein?! —

Die Sterne erwachen im Dämmerlicht,
zwei Schatten gleiten und sehn sie nicht.

Ich hab dich lieb und hab die Schuld darein —
Komm in den Fluß mit mir, Geliebte mein —!

Alle lauschen dem Lied. Hanna begleitet sich am Piano und wiederholt die letzten Akkorde leise . . . leiser. Seethal ist tief übers Fenster in die Nacht gebeugt.

Dambra

Schleicht während des Liedes zu Seethal. Faßt ihn leidenschaftlich bei der Hand, spricht flehendlich.

Ich geh mit nach Italien.!!?

Hosdowski beobachtet ihn

Nein!

Seethal in Gedanken, spricht mechanisch nach; bitter

Nein . . .

Hanna singt

. . . dort bleibst du mein . . .

Dambra

Nein?! Entschlossen. Meister, man darf seine Welt verderben! Wirft Seethal, der tief aus dem Fenster geneigt ist, in die Nacht.

Hanna singt ganz leise

. . . ewig mein . . . Dumpfes, starres Schweigen.

Pause

Man hört den Fall. Hanna ahnend, plötzlich ernüchtert, stürzt zum Fenster.

Hanna herauspressend

Ruben!!

Dambra Hanna wegstoßend

Niemand geht nach Italien! . . . Bleibt mit vorgestrekten Armen, abwehrend und schützend, vor dem Fenster stehen.

Vorhang

HEROSTRAT

. . . . . clarissimum Dianae Ephesiae templum deflagravit. Id incenderat Herostratus quidam . . .

SATAN

Kein Lied an Satan
ſollt ihr hören,
denn ich bin Satan ſelbſt
und will die Ruh verheeren.

Zu ſüßlichem Geſinge
ſchien ich einſt verbannt.
Dies ſei mein erſtes Donnern:
Ich hab mich ſelbſt erkannt.

Und Blitze will ich ſchleudern
aus felſenfeſter Hand,
euch aus dem Frieden peitſchen:
Ich hab mich ſelbſt erkannt.

Kein träumeriſcher Dichter,
der euch die Seele preiſt:
Wird unter Satans Fäuſten
die Materie zu Geiſt.

Kein Sucher in den Wolken,
der Ruh und Liebe ſingt.
Ein Lied, daß Bomben platzen,
daß Stahl und Felſen klingt.

Und unter euch, Rebellen,
im Aufruhr ein Rebell,
ruf ich aus Herrscherleibern
des Blutes Purpurquell.

Was nützt euch euer Hoffen,
daß bald ein Morgen naht?
Selbst müßt ihr's Tagen schaffen!
Auf, Brüder, auf zur Tat!!

Und dann erst dürft ihr ruhen,
— von eignem Blut bedeckt,
wenn winselnd in der Pfütze
der letzte Hund verreckt,

die letzte der niedern Bestien
mit Gold, mit Hermelin . . .
Dann wird ein neuer Morgen,
Rebellen, euch erglühn.

DIE VERHUNGERTEN

Es kamen Schatten in großen Scharen,
es kam was Hunger und Kälte litt;
man hat ſie mit Haue und Hacke bewaffnet
und gab ihnen Schaufel und Beſen mit.

Sie kamen aus Sümpfen, ſie kamen aus Höhlen,
Skelette ohne Mark und Kraft,
ſie kamen wie halbverhungerte Tiere —
ſo ohne Blut und Leidenſchaft.

Man hat ſie geſtampft und hat ſie geſtoßen
und hat ſie geprügelt wie das Vieh,
man gab ihnen Hauen und gab ihnen Hacken,
man hat ſie geſchickt und da gingen ſie . . .

Gott, könnt ich beleben, euch, ihr Toten!
Ich ſage, daß Feuer rächen kann.
Ha, könnt ich meinen Haß euch geben,
ihr würdet erwachen Mann für Mann.

Ihr habet Hauen und Hacken in Händen . . .
Ich ſage, daß Eiſen heilen kann!
Jhr könnt mit Blut den Hunger ſtillen . . .
dann ſeid ihr geſundet Mann für Mann. —

Vergebens mein Ruf, ihr Höhlenbewohner,
Skelette ohne Mark und Kraft:
ihr kriecht wie längſt verſtorbne Schatten,
ſo ohne Blut und Leidenſchaft.

AN DIE SOLDATEN

Hört, Soldaten, eure Brüder
ziehen in den Freiheitskrieg . . .
Kommt und werft die Waffen nieder
und verhelft uns ſo zum Sieg:
In dem Kampf nach Menſchenrechten
gen Tyrannen, die uns knechten —
Auf, Soldaten!

Lang, ihr Kinder aller Lande,
gabt ihr unnütz euer Blut.
Auf, zum ehernen Verbande
gegen die Bedrückerbrut:
Wer hat ihr das Recht gegeben
über unſern Tod und Leben?!
Auf, Soldaten!

Uns gehört die freie Erde,
unſer iſt der Sonne Licht,
auf, daß uns ein Frei-Sein werde,
gleiches Recht und gleiche Pflicht!
Seht, wie die Tyrannen zittern,
wenn ſie unſern Willen wittern . .
Auf, Soldaten!

Hört, Soldaten, eure Brüder
gehen in den letzten Krieg;
werdet würdge Menſchen wieder:
Groß und unſer iſt der Sieg —
in dem Kampf nach Menſchenrechten
gen Tyrannen, die uns knechten!
Auf, Soldaten!

MIR GEHÖRT:

der Himmel,
mein ſind die Paläſte;
was die kleine Erde trägt
und in ſich birgt — iſt mein.

Und das All iſt mein.
Selbſt der Gott, der dieſes All durchwebt,
iſt mein Beſitz.
Was ich ſeh,
nein, was ich denken kann — iſt mein.

War einer reicher ſchon als ich? Nein!
Denn wenn er ward — dann iſt er mein.

Ich weiß, daß Andre kommen werden,
deren Reichtum — meinen überragt,
indem ſie mich begreifen
und mich zu ihrem Eigen machen.
Die kommen erſt — wenn ich nicht bin.
Die kommen? —
Ha, jetzt bin ich und alles, was vor mir war,
was mit mir iſt —
iſt mein.

GEBOT

Wer dir von Pflicht
der Arbeit ſpricht,
dem ſpeie in's Geſicht!
Stiehl! Du! — Bettl nicht.

*

LIEDEL VOM STILETT

Ich kaufe mir ein Brotſtilett,
das ſchneidet und ſchmiert behende;
und hab ich weder Brot noch Fett,
weiß ich, wozu ich's verwende:

Ich bin ein radikaler Wicht
und handl in inſtinktiver Eile;
am Leib der Menſchheit gefällt mir nicht
ſeit langem manche Eiterbeule.

Die Beulen nehmen überhand
und immer ſchmäler wird mein Biſſen —
ich nehme mein Stilett zur Hand.
Ich werd es gut zu führen wiſſen.

NACHTGEBET

Lieber Gott, in deiner Güte
ſchone jeden und behüte
ihn vor Satans Wohlgefallen — —
mich nur laß in ſeinen Krallen.

Gib, daß jeder ſittlich-brave
Bürger jetzt und ewig ſchlafe
in den Armen ſeiner Fraue — —
jedes Schwein bei ſeiner Saue,

die du ſelbſt ihm für hienieden
angetraut haſt und beſchieden.
Nur für mich laß Satan ſuchen!
Kannſt es mir ja doppelt buchen.

Guter Gott, Herr, ſchütze alle
vor jedwedem Sündenfalle — —
Mich laß ſo nach Sünde trachten,
daß mich »Alle« drum verachten.

Daß mir »Jeder«, der mich ſähe,
kläffend aus dem Wege gehe,
weil gar unchriſtlich mein Treiben.
Kannſt es mir ja doppelt ſchreiben.

Herr, daß alle Abstinenten
Beifall bei der Mitwelt fänden!!
O, für mich laß Reben reifen,
mich den Augenblick begreifen!

Mir versag die gnädge Gabe,
daß ich — Ärmster, Freunde habe,
straf mich mit dem Elternfluche
und notier 's im Himmelsbuche.

Schaffe, daß mich — meinetwegen —
»Priester« mit dem Bann belegen,
»Könige« nicht schnüffeln mögen — —
gönne mir nur Satans Segen — —

Guter Gott, ach, schütze alle
vor jedwedem Sündenfalle,
alle Braven, Guten, Zahmen — —
mich laß bös sein, Herrgott! Amen.

MIT MEINEM TOD . . .

Nach mir kommt niemand . . . nimmermehr —
und dieses ganze Leben muß in nichts zerfließen —
Die Erde wird wüst, das Weltall leer,
wenn meine Augen sich auf ewig schließen.

Ich bin der letzte Mensch. Der letzte Sohn
der Welt, der armen, totgeweihten.
Mein ist des Bettlers Stab, des Königs Thron:
ich darf im Leben über Leichen schreiten.

Und martern darf ich — was um Dasein wirbt,
und darf der Herde Blut und Hirn genießen . . .
Das All vergeht . . . die Erde stirbt,
wenn meine Augen sich auf ewig schließen . . .

*

AN MEINEN MEISTER

Meister,
ich fürchte Deine Augen,
die guten — großen — schwarzen Augen —
und Deine Güte wirft mich in die Tiefe,
in unermeßlichen Abgrund,
daß ich Dich ganz aus dem Gesicht verliere — —

Ich bin ein Menſch, Meiſter!
Ich lieb — — Dein Weib —.
Dein Weib —
liebt Dich Dein Weib!
Meiſter?
Wer iſt Dein Weib!
Eine Otter! — —?
Ermorde ſie, wenn Du ſie liebſt —
Dein Weib. — Amen.

O, Liebe! Wer darf dir fluchen!
Wer darf mir fluchen? Meiſter!
Kennſt Du die Legende
vom Jüngling am Kreuz,
den ſein Lehrer, ſein Abgott gekreuzigt
um ſeiner eignen Kunſt willen?

Darf nicht einmal der Jünger
ſeinen Meiſter
ans Kreuz ſchlagen —
um des Lebens willen?!

Ich bin ein böſer Menſch
und fürchte Deine guten Augen
und haſſe ſie —
Ich lieb Dein Weib — —
Dein Weibt liebt — — Nein!
Ermorde — Meiſter!

DER SCHATTEN

Die letzten Stunden kränken mich am meisten:
Blutende Lippen, eine wundgekratzte Brust . . .
Man sollte doch für die Unsterblichkeit leisten,
man ist sich der großen Talente bewußt.

Eviva! . . . Durch meine giftigen Tage
geht Passivität und Melancholie.
Die kurzen Nächte sind für Gelage.
Verprasse sie! — —

Langsam steigt aus der Grube ein Schatten,
der mich zu Pflicht und Arbeit mahnt . . .
Wir waren Freunde, als Freunde hatten
wir uns den Weg zum Sein gebahnt.

Vom Sein hört man viel singen und sagen.
Die Starken sprechen von Pflicht zum Weg — —
Mancher würde wirklich zu morden wagen
für seinen Weg.

MADAME . . .

Feige iſt das Überwinden,
ſtumm, geduckt und ohne Tat . . .
Pfade in die Ferne finden
ohne Tat!
Einsam, ohne Tat . . .? —

Einer ging. Die anderen grinſen.
Sie, Madame, Sie grinſen mit . . . .:
Kapital mit Zinſeszinſen . . .
Dumm, wer in die Grube glitt —
Mit den Toten ſind wir quitt! —

Madame, wir werden Tote nicht wecken,
ich weiß, Sie haben recht . . .
Ein herrlich Geſchlecht, das Frauengeſchlecht . . .!
— Ich bin eines Toten Knecht . . .
bin verderbt und ſchlecht . . . —

Oh, Früchte, die die Toten ſäten . . .
Toter, muß ich töten? —

Bin verderbt und ſchlecht,
der Böſeſte der Böſen!
Und kann erlöſen,
bin des Toten Freund geweſen . . .
Muß man töten,
Madame?

TRÄGHEITS-LINIE

— Marya —

Vor einer Woche hab ich ſie begraben. Damals hat
die Sonne höhniſch ihr in 's offne Grab gelacht
und ihr zugeliſpelt: Kind, hier biſt du jetzt und ewig ſatt!
Adieu und Amen.
Heute liegt die Stadt in bleicher Pracht,

und iſt ſo bleich und iſt ſo ſchön wie meine junge Frau,
die Hungers ſterben mußte. — Und das milde Gaslicht webt
um ihre Häuſer — wie der Tod um meines Weibes Mund — ein Blau,
ein leiſes und ſubtiles Blau, das alles ringsum ſanft belebt.

Und eine Trauer ruht auf Haus und Weg der Stadt.
Und hungerndes Geſindel zieht zur Bettelarbeit hin:
Wenn du noch lebteſt, würd ich mit zur Arbeit ziehn —
doch ſo allein — bin ich (wie du) auch jetzt und ewig ſatt.

LIED DER HAMMER

Die Hammerſchläge in der Schmiede
verleumden den Meiſter im rhytmiſchen Liede,
verklagen den Meiſter und ſeine Geſellen:
Sie ſind Rebellen . . . ſind Rebellen . . .

Sie wolln Geſetz und Staat vernichten
und wollen Pfaff und Kaiſer richten,
den Sinn der Geſellſchaft verderben, vergällen:
Sie ſind Rebellen . . . ſind Rebellen . . .

Sie wollen Leut und Land verwüſten,
die Antichriſten, Anarchiſten.
Da ſeht nur, wie ſie zornig blicken,
die frechen Sklaven der Fabriken:
der Schmiedemeiſter und die Geſellen
ſind Rebellen . . . ſind Rebellen . . .

PHILOSOPHIE

Was wartet noch auf dich? ſo denkt der
Tauberich.
Und denkt und blutet innerlich.
Wer iſt, der einen Weg mir weiſt?
Ich nicht.
Wer iſt, der mich zu leben heißt
im Licht?

Was iſt denn Licht? Wer kennt das Licht?
Sieh! Niemand kennt 's. Ich kenn es nicht.
Der ganze, weite Horizont iſt grau!
Wer wacht!
Es iſt nicht Tag, ſoweit ich ſchau,
nicht Nacht. —

In dieſer Dämmrung herrſcht das Tier . . .
Die Wolluſt, die Rache und die Gier.
So ſpringt und beißt und frißt
das Schwein.
Ihr, klugen Tauben, dieſes iſt
das Sein.

PIAZZALE MICHELANGIOLO

Florenz.

Den Arnofluß entlang
verläuft ein goldner Streif
der Gaslaternen
in 's Dunkel.
Und hie und da verrät
seitwärts davon ein gelbes Licht —
Johanniskäferlein
in nebligem Gebüsch —
daß unten Menschen wohnen.
Der Arno rauscht sein Lied —
sonst ist die Nacht
da unter mir — still, ganz still.
Es ist bald Mitternacht.
Ich steh am Platz
des Michelangelo
und bin vergnügt wie nie . . .
Und ruhig kommt mir der
Gedanke:

Ich bin der einzge König
auf dieser Erde —
und alle Menschen sonst
sind meine Narren,
mich brav zu kitzeln
mit ihren Heucheleien
und ihrem Schmerz und ihrem Hassen,
den sklavischen Grimassen . . .

Und manchmal nicke ich und lächle . . .

DIE VIER

Sie kamen zusammen alle Vier
inmitten in der Nacht
im tiefverborgenen Quartier
und haben gewacht und gedacht —

Dann brauten sie ein Elixier
gar vorsichtig und sacht:
für den Vampyr, ein böses Tier,
haben sie's fein gemacht. — —

Am andern Tag, da hörte man,
— in jeder Zeitung stand der Text —:
es war im Reich ein hoher Mann
und der war aus der Welt gehext . . .

Wer hat das Schreckliche getan . . .!?
Gewiß das Freiheits-Elixier —
Zu morden ist ein böser Wahn! — —
Oh, ein Vampyr, ein böses Tier —

UNTERM GALGEN

Rede mir nicht vom Erlösen.
Du, mein böser Schatten, still!
Niemand kann und darf verwesen,
wenn er Feuer schlürfen will.

Offenbarung, du gerechte,
steig vom Grund des Kelches auf!
Gestern waren wir die Knechte,
heute sind wir recht im Rechte,
nehmen wilden Wein in Kauf.
Schlürfe Feuer. Büblein, sauf!

Wüstlinge sind nur Philister,
weil sie nie die Sterne sehn. —
Oh, wie jauchzt er, oh, wie küßt er
und soll morgen sterben gehn.

DER HEILIGE, STARKE, HEIDNISCHE WILLE

Frühlingsgeſchenk für meine Brüder.

— St. K. N. —

Es iſt ſo ein ſonnenvoller, ſonnenhafter Tag. — So ganz aus wärmenden Strahlen gewebt, ſo ganz aus duftenden, goldenen, weich-elaſtiſchen Haaren meiner Frau. Von der Sonne bis zur Erde reicht das Strahlennetz und weit ins ſphäriſche All hinaus. Mir ſcheint, als erlebte ich einen ſolchen Tag zum erſtenmal im Leben. Zum erſtenmal. Mir ſcheint dieſer Tag eine Offenbarung der harten Liebe, vom Himmel geſandt, ein Ziel, dem ich allzulange durch Dunkel und Schmutz ſehnſüchtig entgegengegangen. — Und juſt geſchah das Wunder der Erfüllung, des Erreichens, des Erfaſſens — gerade in den Straßen der Großſtadt.

Noch niemals habe ich die Sonne ſo intenſiv gefühlt, noch niemals mehr von Freude erfüllt — in mich aufgenommen, noch nie mich demütiger vor ihr gebeugt und voller Stolz ihr ins Antlitz geſehen — noch nie, niemals, wie heute. Und der Glanz und die Freude und die Demut und der Stolz malen ſich mir im Auge. Das fühle ich.

Hab ich dich nicht ſchon auf ewig erloſchen gedacht, mein Blick; wollteſt du nicht bald in Starrheit und Tod übergehen, du, von Bosheit und Schmutz und Qual und Schmerzlichkeit und Lüge — matt gewordenes Auge!? Tat dir nicht jedes Menſchenantlitz

weh, jede Bruſt, jede Menſchenhand!? Laſeſt du nicht überall Verleumdung, Verrat, Elend — — Vanitas!!? Und jetzt ſo plötzlich das Wunder der Geneſung, jetzt: die reine, klare, aufrichtige Seele!!

Alſo: im Auge trage ich die Sonne. Im erlöſten, wiedergeborenen Auge — die ſonnenhafte Seele. Und im blonden Flaum am Kinn trage ich die Sonne, im Sammet meiner langen Haare, im Seidenſchimmer der Hände.

Die freien Hände! —

Geſtern noch magere, elende, befleckte Hände, Hände, für die der roſtige Nagel der Rächenden ſchade ſchien, um ſie ans Kreuz zu heften; Hände, die bei dem leiſeſten Hauch des Daſeins vor Ohnmacht zitterten. Magere, elende, befleckte Hände von geſtern und ehegeſtern. Heute: freie Hände! — —

Die liebevollen, warmen Schweſtern! Die tröſten können und nicht Troſt bedürfen. Von der Sonne rein gewaſchen. Rein kommen ſie den anderen brüderlichen Händen entgegen, rein, erwartungsvoll, fieberhaft, den Händen, die am großen Schickſal der Menſchheit bauen. Meine Hände ſind unbefleckt zum Eingreifen in's gewaltige Rad des Seins.

Sie wollen eingreifen, arbeiten, mitwirken mit voller Kraft meiner trotzigen zwanzig Jahre am Weg, an der Arbeit.

Der Zwanzigjährige kommt zu Euch, ſturmtrotzende Männer, Rebellen! Und in den Augen hat

er die Sonne, auf den Händen die Sonne — ſeine Seele.

Und ſeine glückſelige, freudige Seele ſpricht zu ſeinen Brüdern:

Kommet, meine Brüder, wir alle ſind eins. Eine unabſehbare, ringende Kette von Händen. Und gleich iſt unſer Weg. — Und gleich ſei unſer Wille! Der Wille nach Glück für Alle, der Wille nach Freude für Alle!! — — —

Der Tod denen, die uns im Wege ſind! — — Und aus Dankbarkeit für die, die uns dieſes gelehrt:

Der Wille zur heiligen, ſtolzen Demut vor dem Licht der Sonne!

10. III. 1910.

LINIEN

Die vier alten Pappelbäume
ſtehn vom Abendglanz umhüllt,
ihre erſten gelben Blätter
ſpielen um ein Chriſtusbild.

Tanzen um den morſchen Chriſtus,
tollen übers Stoppelfeld,
wild geküßt vom Abendwinde,
der ſie in den Armen hält.

*

Du trugſt ein Kreuz, Chriſtus,
und ſie peitſchten Dich;
oft ſankſt Du hin – und doch
haſt Du Dein Golgatha erreicht.

Ich trage nur ein leidenſchweres Herz
und niemand ſchlägt mich;
ich ſinke öfter noch als Du . . .
Werd ich den Mittag ſehn? . . .

*

So mancher Chriſtus trug ſein Kreuz in Demut
in ſeinen arbeitsvollen Mannestagen;
und wenn das Alter kam, brach er zuſammen
und bettelte am Kreuzweg.

EINSAMS HEIMAT:
SLOVAKEN UND JUDEN.

F. B. zugeeignet.

Du, Judenjunge Slovakenkind,
— Kulturbaftard!

DIE GEDULDIGEN

Auf den Schultern meines Volkes
liegt die Knechtſchaft ein Jahrtauſend,
ein Jahrtauſend ſchnüren Feſſeln
meiner Brüder Geiſt und Hände.

Dreimal iſt mein Volk geächtet,
dreimal gefeſſelt und geknechtet:
Rom, Jeruſalem und Wien
will nicht, daß uns Freiheit werde.

Wehe! Pfaffe, Jud und Staat
gehen Hand in Hand zuſammen,
rauben meines Volkes Saat,
löſchen meines Volkes Flammen,

trinken meiner Brüder Herzblut,
nagen uns an den Gehirnen;
und wir ſtehn und ſind geduldig,
abgeſtumpft wie unſre Ochſen.

SLOVAKISCHER STEINKLOPFER

Zwanzigtauſend Hammerſchläge,
daß die harten Steine ſplittern . . .
Täglich kauert er am Wege:
er muß Weib und Kinder füttern.

Satte ſind, die in Behagen
ewig nur im Nichtstun lungern,
doch er muß ſich immer plagen
und die armen Kinder hungern.

Steh doch auf, du Mann am Wege,
nimm den Hammer, wecke Grauſen;
laß die wilden Hammerſchläge
auf die Satten niederſauſen!

Auf die ſatten Mauſcheljuden,
auf die Großbürger und Pfaffen,
die dein Joch dir auferluden,
die dir deine Ketten ſchaffen.

Mann am Wege, Knecht der Knechte,
langſam wird dein Grab gegraben . . .
Zeige ihnen deine Rechte,
eh ſie dich ermordet haben!

DER TANZ

Oftmals weinen meine Verſe
Sterbelieder müder Glocken,
ſelten kommen freie Stunden,
wo ſie tollen und frohlocken.

Tollen wie Zigeunerkinder
ſorgenlos auf grünen Feldern
und frohlocken wie die Vögel
in den abendlichen Wäldern.

Selten kommen ſolche Stunden:
nur wenn meines Volkes Weiſen
durch die Nachtluft jubelnd fließen
und Slovaken ſtürmiſch kreiſen,

wenn mir durch das offne Fenſter
mit dem Duft der blühnden Linden
dieſe freudgen Grüße dringen,
darf ich auch Vergeſſen finden.

Und mein Lied darf auch frohlocken,
meine Verſe Freude klingen,
bis die Morgenwinde kommen
und die alten Schmerzen bringen.

DAS LIED

Dein Lied, du armer Menſch der Slovakei,
iſt ein Verzweiflungsſchrei.

Ein Schrei der Seele, die in Banden ächzt
und doch nach Freiheit lechzt.

Sie nehmen dir alles: dein Blut, dein Feld,
und dein Hirn, dein Geld.

Nur dein Herz und dein Lied, das können ſie
nicht,
das klingt und zeigt der Sonne Licht.

Solang dir in der Bruſt ein Funken Leben glüht,
ſolang haſt du dein Herzenslied,

dein Lied, du armer Menſch der Slovakei —
deinen Verzweiflungsſchrei.

SLOVAKISCHE BALLADE

Jano ſteht am Wäſſerlein, — heja-hei!
wäſcht vom Blut die Hände rein. — Gott-verzeih!

Was, Janoſchku, was haſt du vollbracht, —
heja-hei!
daß du dir die Hände rot gemacht? — Gott-
verzeih!

Eine Turteltaube ich erlegte, heja-hei!
die im Fenſterlein zu ſitzen pflegte. — Gott-verzeih!

Hat geturtelt Tag und Nacht, — heja-hei!
hat mich um den Schlaf gebracht. — Gott-verzeih!

Geh du, Jano, geh in's Feld hinein, — heja-hei!
was du ſiehſt, iſt alles dein! — Gott-verzeih!

Und er ſah zwei Balken ragen, — heja-hei!
welche einen Galgen tragen. — Gott-verzeih!

Und das hat ihn nicht verdroſſen: — heja-hei!
hat er doch ſein Lieb erſchoſſen. — Gott-verzeih!

HOFFNUNGSLOSE LIEBE

Hoch steht der Mond in Silberpracht,
du teures Weib, gut Nacht, gut Nacht.

Und über dem Mond der Sterne Licht,
mein teures Weib, ich hoffe nicht.

Und ob den Sternen ein unendlich Blau,
nie wirst du mein, du teure Frau . . .

*

FRÜHLING

Wer ist denn das Mädchen am Hügel? —
Seht hin!
Es trägt in dem Fürtuch Blüten und Grün —

es hat Narzissen und Nelken darin;
wer ist denn das Mädchen im Tal? — Seht
hin!

Aj, seht, es trägt Primmel und Dotterblum.
Liebst du die Maid, dann fleh darum!

— Ich trage — trage Blumen allerlei —;
die schickt euch mit tausend Grüßen
der Mai.

LIEBLINGSLÄMMLEIN

Am Bächlein inmitten der Heide
ſteht eine alte Trauerweide,
die Zweige glänzen im Sonnenſchein
und zärtlich ſchimmert was Weißes ein.

Und unter der Weide im weichen Gras
ſo rot wie Purpur blüht etwas.

Das ſind wohl Tauben in den Zweigen,
die koſen und ſchnabeln und nicken und neigen,
im weichen Gras das Purpurglühen
und Tulipanen, die da blühen.

Sag du, Weiß, ſag, Rot, mir an,
biſt du Taube, Tulipan?

Nein, das Auge hat getrogen:
Tauben wären fortgeflogen;
Tulpen wären abgepflücket,
hätt ſie nimmermehr erblicket.

Iſt 's nicht Taub', nicht Tulipan,
was iſt 's denn, ſag an, ſag an!? — —

Die Blätter glänzen im Abendſchein,
ein weißer Körper ſchimmert darein,
am Bächlein inmitten der Heide
hängt die Hirtin auf der Weide — —

Im Gras iſt Blut — welch Weh zu ſagen —
vom Lamm, das ein Wolf ihr fortgetragen.

GROSSMUTTER MALKE

— Meiner Mutter —

Malke ist ein wunderschöner Name.
Welchen Inhalt birgt das Wort!
Stille Klänge alter Ghettomärchen,
laute Freuden alter Ghettolieder — — —
Laßt euch nur erzählen von der kleinen,
hundertjährgen Malke ihre Jugend,
ihre Jugend in der Judengasse,
in der Gaß bei Babe Braindl,
ihrer Mutter . . .

Urbab Braindl!
Urgroßmutter! War denn deine Tochter
Malke wirklich solch ein tolles Mädchen,
konnte sie denn wirklich tanzen
wie die Cléo de Merode und singen
wie die Selma Kurz?! Und war sie
wirklich größer an der Frauen Liebreiz
als wie diese beiden Damen,
schön denn alle, die in Wien, in Paris
sich produzieren mit dem Leibe,
mit den Augen und der Stimme
und was sonst noch Frauen haben?

Urbab Braindl, deine Tochter,
diese zwanzigjährge Malke,
diese junge Ghetto-Jüdin,
war sie Malke-Königin?

Ja, sie war's. Vor achtzig Jahren.
Eine Frau von hohem Adel,
schön und stolz und schlank und klug,
oh, sie war es, deine Tochter,
Urbab Braindl, Urgroßmutter,
deine Tochter, meine Babe,
Malke, meines Vaters Mutter.

Gott, wie viel kann sie erzählen:
Tage gingen, Jahre flohen —
und zur Welt kam er, mein Vater;
nach ihm kamen vierzehn Kinder:
sieben Söhne, sieben Töchter . . .
Tage gingen, Jahre flohen —
sieben Kinder sind gestorben,
siebene sind alt geworden —
längst begraben ruht mein Vater . . .

Oh! Mein Vater . . . Fünfzig war er,
als man ihn dahin gebracht hat

zu den Vätern aus dem Ghetto.
Und ich war noch nicht drei Jahre.
Doch, Gott weiß, daß ich es denke.

Im April, am Vormittage
ſtand vor unſrem Haus der Wagen,
vorgeſpannt die ſchwarzen Pferde —
und man nahm die weiße Truhe,
hat ſie langſam aufgeladen . . .
Dann erklang die Trauerweiſe:
Joschev besejsser eljon . . .
und ich hörte Mami weinen . . .

Und am Arme unſres Martin,
— unſer Knecht, der treue Martin,
iſt er auch ſchon heimgegangen? —
folgte ich dem Sarg zum Grabe . . .
Dort erklang zum zweitenmale
eine alte Trauerweiſe
und dann wurde er begraben . . .

Und ich denk noch, wie ich manchen
von der Grube fortgeſtoßen
mit dem Lallen: War's dein Vater!?
War ich ſtolz auf dieſen Toten?

Und das Leben dieses Menschen?
Arbeit früh — und abends Arbeit.
Die Vergeltung?
Weise ist das Schicksal.
Hört! Zwei Fraun sind ihm gestorben,
unfruchtbare, kranke Frauen,
mutig nahm er eine dritte:
diese Frau hat mich geboren.

Die Vergeltung für ein Leben
voller Arbeit, voll Entbehren
ist Unsterblichkeit im Kinde.
Ich trag meines Vaters Namen,
deines Sohnes, Babe Malke. — —

Malke, meines Vaters Mutter,
du bist: Malke — Königin.

RUNDGANG

Mein Herz wird des Wanderns müde werden. Ich fühle, daß es müde und matter wird. Und am nächsten Meilenstein — genau bei meinen zwanzig Jahren — wird es aufhören zu wandern. Ein Weilchen ruhen, wird es sich denken, nicht ahnend, daß die Wollust der Rast so groß ist, daß man lieber verfault und nicht weiterwandert. Mein Herz wird also ruhen und die Menschen werden sagen: Er ist gestorben, Einsam ist gestorben, wir müssen ihn begraben.

Und Pessele wird kommen — die steinalte, häßliche Zwergin, und Alfred, der junge, lebenstrotzende Totengräber, und die beiden werden mich waschen, damit ich rein in den Schoß der Erde komme: und Gott und die Würmer sich nicht ekeln vor meinem Leichnam.

Und dann werden sie mich auf die Erde legen — nackt, auf Stroh — und mich zudecken mit roher, grauer Leinwand.

Und dann kommen andere zu meiner Leiche oder bei meinem Leichnam vorüber:

Der Tischler, der wird mich messen, kalt — wie man Bestellungen nachkommt, die wenig tragen . . .

Der Zug derer, deren Herzen noch wandern: Meine Großmutter Malke, die Tausendjährige, weiß nicht — ob sie lachen soll oder weinen. Ich bin der Sohn ihres Sohnes, das zweite Geschlecht, das sie

überlebt. Wenn die Begrenztheit des Alters nicht zu groß ist — ist sie stolz darauf. Stolz des Weibes. Und dann (sie lächelt) meine Erbschaft kann sie mit ins Grab nehmen. Noch lange nicht!

Mutter Berta, am Arme eines Fremden, eines fremden Mannes, der so traurig aussieht, als hätte er just auf Hausse . . . . . ., weint. Sie muß weinen . . . Muß eine Mutter vor dem Kadaver ihres Sohnes weinen? (Du solltest nicht lästern, sterbender Geuse Einsam! Weißt du von deiner Mutter nicht mehr zu sagen, Undankbarer, Roher?) . . . Schmerzenreiche Mutter Berta.

Bruder Wilhelm, Willy! Mensch aus Granit. Einziger, vor dem ich Achtung hatte. Achtung und Vertrauen. Mehr Achtung als Liebe. Empfindsamer, treuer, harter Jude. Ich seh dich, wie du kommst, den Zipfel deines weißen Taschentuches in den Mund gepreßt. Aus Schmerz. Aus Zorn. Wie ich dich tausendmal sah, wenn dich Liebe oder Schmerz oder Schönheit begeisterten.

Dann kommen sie, die Freunde. Vier. Vier »haltlose« Zigeuner. Der erste, der große mit dem ironischen Lächeln und der Brille auf der Nase: der will mich sehn und zieht mir das grobe Tuch vom Antlitz. Er hat Gefühl für das Leben und für den Tod ist er der Mann der Wissenschaft. Der Anatom. Er wiederholt im Geiste die Schädel-Knochen-Anatomie an mir — zum morgigen Rigorosum.

Der bucklige Utopist, der Mystiker, mit den schwarzen Strähnen um die blendendweiße, hohe Stirne, der lacht, lacht so laut, daß sich der Leichenwächter vom offenen Fenster zu ihm kehrt. Er ist Skeptiker. Er ist Zyniker. Das ist sein skeptischer Zynismus.

Und du, dritter Freund, Weicher, Riese mit den kindlichen grauen Sammetaugen, nimm eine Locke von meinem Haupt und küsse die, wenn ich begraben bin.

Und jetzt, spät — die drei sind schon vorüber, kommt er — der Vierte. Den hat noch niemand weinen gesehen. Der Raum ist leer und er weint. Süßer Franta. Und er gibt mir den Abschiedskuß, daß ich fürchte, mein Herz wird genesen und weiterwandern; doch die Wollust der Rast ist zu groß ... Leb wohl, Franta, — ad multos, ad multos — süßer Franta! Die vier Schatten — mehr Phantasie — als Leben. »Utopia«.

Und es tanzt der Reigen der Frauen herein. Blonde und Schwarze und Braune und alle Farben mit nassen und sehr trockenen Augen. Eintagsfliegen und Liebchen einiger Sekunden . . . Sie tanzen vorüber im Reigen.

Und abseits kommt die Letzte. Die blonde, die schwangere mit den grünen Smaragdaugen. Es dämmert schon. Und sie weint. Vor Erregung. Wie sie unzähligemal weinte. Und furchtsam sieht

sie sich um — die Bestie mit den grünen Smaragdaugen. Vampyr und Tiger. Die Leidenschaft selbst.

Wie sie zitternd das grobe Tuch erfaßt und wie sie's von mir hinwegreißt. Wie sie stöhnt in Wollust. Ich fühle — wie sie mir die blanken, scharfen rosa Nägel in die Brust bohrt. Wie sie brüllt in Wollust!

Weib, dein Kind, unser Kind, wird ein Tier werden. Du wirst eine Hyäne gebären. Die wird mich im Grabe suchen. Suchen!

Sage nicht — wo ich begraben bin.

— — — — — — — — — — — —

Durch's offne Fenster atmen die Akazienbäume vom Berge her zu mir.

Es ist Abend. Der fünfundzwanzigste Mai.

DER VERFLUCHTE

Schließe die Augen und blicke tief
in deiner Seele ſturmbewegtes Chaos hinein!
Feſt ſchließe die Augen! Auf — daß du beſſer ſeheſt?!
Grau iſt die Stimmung über der Landſchaft.
Du findeſt Klüfte und ſchwarze Schluchten
und ſturmzerriſſne Gebirge,
und Eis und Schnee darauf — nicht weiß
und unbefleckt wie ſonſt auf hohen Bergen.
Doch grau und ſchmutzig, wie an Frühlingstagen
im Tal.
Und Pflanzen findeſt du ohn Blatt und Blüte,
und Weſen — kleingebückt — die wie die Schatten
ſchleichen
nach ihren düſteren Höhlen.
So findeſt du das Land in deiner Seele.
Grau und düſter. Alles. Grau und dunkel.
Und keinen einzigen Sonnenſtrahl.
So findeſt du das Land in deiner Seele,
Gott! Geuſe Einſam!
Du Judenjunge, Slovakenkind,
Kulturbaſtard.

LINIEN

— C. K. —

Die triſten Schatten ſäumen
den weiten Horizont,
und über düſteren Bäumen
ſchwebt der rote Mond.

Und weiße Wolken küſſen
der vollen Lippen Hohn:
ſo lächelt aus Narziſſen
ein blutigroter Mohn.

*

Die Kieſelſteine rauſchen,
ſie geht den Damm entlang.
Die tiefen Waſſer lauſchen
auf ihren letzten Gang.

Ein harter Schritt im Sande . . .
ein Lachen herb und ſchal . . . —
ein feſter Stoß vom Strande — — —
. . . . es war einmal . . .

*

Birken, Morgen in den Zweigen,
letztes Dämmern, erstes Strahlen,
die sich ineinander malen —
lispeln still in 's heilge Schweigen.

Und ich seh Dich, Beatrice
einsam, lautlos und genesen,
wie Du betest dein Erlösen
bang aus Zarathustra-Nietzsche.

*

. . . und die schlanken Alabasterhände spielen
langsam mit den schwarzen Rudern — lautlos,
langsam — schwimmt der Kahn dahin — ein
Sarg,
mit dem Toten, der sich selbst zu Grabe rudert.

*

Über Nacht
ist etwas Neues in ihr erwacht,
wie Glut und Schmerz, wie Leid und Kraft,
eine unbekannte Leidenschaft:
was hat das Sonnenblut gemacht?

*

Lange, gott! lange
war mir nicht ſo zum Sterben bange —
Schon eine Ewigkeit
fühlt ich nicht das Leid
der Einſamkeit.

Wer tanzt mir heut!??
Wer ſingt mir, wer?
Niemand — niemand hier!
Ein Lied! Ich geb meine Seele her!
Ein Tanz! Ich geb meine Seele dafür!

Wer ſchenkt ein bißchen Wärme mir?
Ich gebe meine Seele dafür!
Niemand hier?
Ich erblicke, ich erſehne
Keinen —
Götter, jetzt nur eine Träne?!
Laßt mich weinen . . .



INHALT

